



Buen vivir: das gute Leben

Happiness, Wellness und Reich Gottes *von Christian Flügel*

Seite 3

Jedes Joch zerbricht ihr! *von Jens-Eberhard Jahn*

Seite 5

Religion macht gesund – wenn sie nicht eng ist *von Bernhard Scholten*

Seite 10

Ansichtssache: Es war nicht alles schlecht *von Matthias Ring*

Seite 32

Religionsunterricht für Konfessionslose

Am evangelischen Religionsunterricht nehmen laut der Theologin **Margot Käßmann** zunehmend Kinder und Jugendliche teil, die gar nicht Kirchenmitglied sind. So würden in Mecklenburg-Vorpommern rund die Hälfte aller Schüler in dem Fach unterrichtet, obwohl der Anteil der kirchengebundenen Schüler weit niedriger sei. In Baden-Württemberg gebe es im Reli-Unterricht 130.000 Jungen und Mädchen ohne Kirchenmitgliedschaft, ein Viertel aller teilnehmenden Schüler.

Rückkehr zum Julianischen Kalender?

Eine „Union orthodoxer Bürger“ und der Chef der „Vereinigung orthodoxer Experten“, **Kyryll Frolow**, sprachen sich dafür aus, dass Russland als Zeichen seiner „wahren Unabhängigkeit vom Westen“ zum bis 1918 gültigen Julianischen Kalender zurückkehrt. Damit solle das Land seinen „tausendjährigen orthodoxen Weg“ unterstreichen. Revolutionsführer **Wladimir Lenin** (1870-1924) hatte 1918 den Julianischen Kalender abgeschafft und durch den im Westen seit Ende des 16. Jahrhunderts geltenden Gregorianischen Kalender ersetzt, weil der Julianische Kalender unexakt ist und etwa elf Minuten pro Jahr nachgeht. Dadurch verschiebt sich das Jahr etwa alle 128 Jahre um einen Tag. Russland übersprang bei der Umstellung 13 Tage.

Wer wird Dschihadist?

Nach Ansicht des Freiburger Kulturtheoretikers **Klaus Theweleit** wollen Dschihadisten, dass ihre Tat gesehen wird: Sie soll ihnen „Größe vor der Welt verleihen“. Dazu „morden sie immer mit einem ‚Allahu Akbar‘ auf den Lippen“. Das habe nichts mit Religion zu tun, sondern damit, dass sie sich nicht als Einzeltäter sähen; vielmehr beriefen sie sich auf eine übermächtige Figur, die letztlich austauschbar sei. „Psychoanalytisch gesprochen kann eine solche Zusammenschaltung mit einer als ‚allmächtig‘ gesetzten Überinstanz fehlende Vaterbegrenzungen ersetzen.“ Entweder gebe es keinen Vater – die Pariser

Attentäter waren Waisen – oder er werde als widersprüchlich erlebt, als jemand, der zu Hause auftrumpft, aber gesellschaftlich „nichts zu sagen hat“, meint Theweleit.

Reform der Kirche gefordert

Die Erzbischöfe von Canterbury und York, **Justin Welby** und **John Sentamu**, haben ein umfassendes Programm zur Reform der anglikanischen Kirche von England gefordert. In einem gemeinsamen Papier warnen die Bischöfe angesichts von Priestermangel und sinkenden Mitgliederzahlen vor einem Niedergang der anglikanischen Kirche. Die Zahl der sonntäglichen Gottesdienstbesucher habe sich in den vergangenen 40 Jahren auf durchschnittlich 800.000 halbiert, so die Bischöfe. Darüber hinaus liege die Altersstruktur der Kirchgänger deutlich über dem Bevölkerungsdurchschnitt. Ein weiteres Problem sei das zunehmende Alter der Geistlichen, von denen rund 40 Prozent in den kommenden zehn Jahren das Rentenalter erreicht hätten. Die Zahl der neuen Priesterweihen liege weit unter dem Maß, das nötig wäre, um die Zahl stabil zu halten, hieß es. Es sei zwingend notwendig, „Ressourcen neu auszurichten“ und „die knappen Mittel optimal einzusetzen“, um den Abwärtstrend zu stoppen und zum Wachstum zurückzukehren.

Bedenken gegen „Drei-Eltern-Babys“

Als erstes Land weltweit will Großbritannien der Wissenschaft den Weg für eine künstliche Befruchtung mit der DNA dreier Menschen freimachen. Mit dem umstrittenen Verfahren soll es Frauen, die einen Gendefekt in der sogenannten mitochondrialen DNA tragen, möglich werden, ein gesundes Kind zu bekommen. Das Baby hätte damit die DNA von drei Menschen: dem Vater und zwei „Müttern“. Die Anglikanische Kirche von England warnt vor einer vorschnellen Freigabe der neuen Technologie. Dafür fehle es an verlässlichen wissenschaftlichen Daten, meint der medizinethische Berater der Anglikanischen Kirche, **Brendan McCarthy**. Außerdem könne eine Schleuse für weitere gentechnische

Veränderungen an Embryonen geöffnet werden.

Fatwa verbietet Schneemänner

Der saudische Mufti **Mohammed Saleh Al Minjed** hat Schneemänner per Fatwa verboten. Die Nachbildung von Menschen oder Tieren sei, selbst wenn sie zum Zeitvertreib geschehe, nicht mit dem islamischen Bilderverbot vereinbar. Bürger im Norden des Landes hatten ihrer Freude über einen der seltenen Schneefälle Ausdruck gegeben, indem sie Kamele und Schneemänner bauten.

Förderung für die Domspatzen abgelehnt

Der Kulturförderverein Regensburger Domspatzen hat sich nach 17 Jahren aufgelöst. „Die katholische Kirchenleitung hat es abgelehnt, dass die Domspatzen von uns unterstützt werden“, sagte die bisherige Vorsitzende des Vereins, **Maria Eichhorn**. Zudem erklärte die CSU-Politikerin, dass die Gründe mit ihrer Person und ihrem Engagement für „Donum Vitae“ zu tun hätten. Dem von katholischen Laien gegründeten Verein für die Schwangerenberatung steht sie in Bayern seit Herbst 2008 als Vorsitzende vor. Eichhorn leitet seit 1997 den Verein, der über die Jahre rund 500.000 Euro für den weltberühmten Chor sammelte. Auf Anweisung des damaligen Bischofs **Gerhard Ludwig Müller** und des Domkapitels durften die Domspatzen seit 2009 kein Geld vom Verein mehr annehmen.

Qualität der Pflege verbessert

Nach teilweise starker Kritik in den vergangenen Jahren ist die Qualität der Pflege in Deutschland offenbar deutlich besser geworden. Das geht aus dem vierten Pflege-Qualitätsbericht hervor, den der Spitzenverband der Gesetzlichen Krankenversicherungen und sein Medizinischer Dienst vorstellten. Dieser hatte 2013 die Versorgungsqualität von 146.000 Menschen in den mehr als 12.000 Heimen und 12.000 ambulanten Pflegeeinrichtungen in Deutschland untersucht.

fortgesetzt auf Seite 31





Happiness, Wellness und Reich Gottes

VON CHRISTIAN FLÜGEL

EINE ZEITBEDINGTE SICHT auf die Frage, wie zu leben sei, um Glück und Erfüllung zu finden, formuliert vor etwa 70 Jahren der Frankfurter Philosoph Theodor Adorno. Er plädiert für die Überwindung „entfremdeter Lebensweisen“. Vor dem Hintergrund des nationalsozialistischen Terrors reflektiert er zwischen 1944 und 47, dass ein „gutes Leben“ durch den Rückzug ins Private nicht mehr möglich sei. Er benennt gesellschaftliche und politische Umstände wie den Faschismus und den Kapitalismus, die ein wahrhaftiges Leben verhindern („Negative Dialektik“). Entfremdung entsteht für Adorno durch die Heraushebung des Einzelnen aus der menschlichen Gemeinschaft, durch den Verlust des Bewusstseins für Gerechtigkeit (wir könnten heute ergänzen: auch für die Eingebundenheit des Menschen in die Natur) sowie durch die Abstrahierung seiner Arbeit aus einem erkennbaren Sinn.

Aus einem ganz anderen Kulturraum und Menschenbild definiert dann fast 30 Jahre später das Konzept vom „Bruttonationalglück“ (engl.

„Gross National Happiness“, GNH) Voraussetzungen für ein „gutes Leben“. Der König des Himalaya-Staates Bhutan, Jigme Singye Wangchuck, prägt 1979 diesen Ausdruck. Hier werden Bedingungen genannt, die in gewissem Sinne eine positive Antwort auf Adornos „negative Dialektik“ geben: soziale Gerechtigkeit, kulturell-spirituelle Erfüllung, Umweltschutz und eine funktionierende staatliche Verwaltung.

Wenn wir über „das gute Leben“ 2015 im Wohlstandsland Deutschland nachdenken, drängt sich wiederum eine dialektische Betrachtung auf. Da ist zunächst das Phänomen der antisozialen Bewegung „Pegida“ („Patriotische Europäer gegen eine Islamisierung des Abendlandes“). Die Verweigerung menschlicher Solidarität, emotionale Verhärtung gegenüber dem Schicksal Fremder sowie die Verteidigung des eigenen Wohlstands verhindern geradezu ein wahrhaftiges Leben. Auch der Missbrauch von Sprache fördert Entfremdung. Während der Begriff „Islamisierung“ propagandistisch wirkt, verbirgt sich hinter „patriotisch“ oder „Abend-

land“ ein Selbstbetrug: romantisierende Rückgriffe auf längst enttarnte Zerrbilder europäischer Geschichte. Dennoch bleibt die Tatsache, dass die Gewalt dschihadistischer Gruppen (etwa der Terroristen von Paris, aber auch des „Islamischen Staates“ in Syrien oder im Irak beziehungsweise „Boko Haram“ in Nigeria) massive Ängste auslöst, sodass Menschen in einem vergleichsweise gut informierten Land wie Deutschland für die Hetzparolen der Pegida empfänglich sind.

Vor 10 Jahren, am 1. Januar 2005, wird das Arbeitsmarktgesetz „Hartz IV“ in Kraft gesetzt. Das Bruttonationalglück ist bewusst ein Gegenentwurf zum „Bruttonationaleinkommen“ (früher: Bruttosozialprodukt). Letzteres ist seither in Deutschland mit leichten Schwankungen in Folge der globalen Finanzkrise ab 2007 insgesamt deutlich gestiegen – wie schon in den Jahrzehnten zuvor. Die soziale Schere zwischen Reichen und Armen klappt hingegen stetig weiter auseinander. Menschenwürdige Gegenkonzepte zu Hartz IV („Fördern und Fordern!“) werden von der offiziellen Politik kaum beachtet. Ein Beispiel wäre das bedingungslose Grundeinkommen, das sozialen Frieden ermöglicht, sodass individuelle Kreativität sich entfalten kann. Um eine auseinanderbrechende Gesellschaft zusammenzuhalten, wird häufig eine reale Bedrohung gebraucht, um von der inneren Zerrissenheit abzulenken. Vielleicht liegt in der pauschalen Angstmacherei vor dem Islam teilweise eine Erklärung für den Anklang von Pegida?

Gegenläufige Traditionen

„Abendländisches“ Kulturgut zeigt aber auch andere Traditionslinien als Besitzstandswahrung: im Volksmärchen tauscht „Hans im Glück“ sein Eigentum (zuerst einen Goldklumpen) gegen immer wertlosere Objekte ein, zunächst gegen ein Pferd, dieses dann gegen eine Kuh, diese gegen ein Schwein und so weiter, zuletzt erhält er nur noch einen gewöhnlichen Stein, den er dann auch noch verliert. Durch dieses vermeintlich dumme Verhalten erfährt er Freiheit. Nicht mehr die kapitalistische Maxime vom Streben nach



Christian Flügel ist Mitglied der Gemeinde Düsseldorf

Foto: „Tuscany“, Konrad Jagodziński, Flickr (Creative Commons License)



Eigentum, Macht oder Wissen macht Hans glücklich. Indem er zuletzt nichts mehr festhalten oder verteidigen muss, kann er zum Schluss „mit leichtem Herzen und frei von aller Last“ leben. „Mit Märchen kann man keine Politik machen!“, hieß die Reaktion der Pragmatiker in Politik und Wirtschaft von Otto von Bismarck bis Helmut Schmidt. Soziale Konzepte wie das Bruttosozialglück werden so abgewiegelt. Der Bergpredigt geht es ja seit jeher nicht anders...

Jesus sagt über den reichen Jüngling, den er liebt (!), der ihm ja auch nachfolgen will, der aber an seinen Besitz gebunden bleibt: „Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt.“ (Mk 10,25). In *Christen heute* hat es vor über zehn Jahren eine Debatte über die Initiative „Reich-Gottes-jetzt“ gegeben. Prof. Rohmann verweist seinerzeit darauf, dass eine einseitige Überbetonung des irdischen

Anspruchs der „Reich-Gottes“-Idee eine unzulässige (häretische) Verkürzung der christlichen Botschaft darstelle. Rohmann warnt vor den Gefahren eines weltlich-politischen Herrschaftsanspruchs mit religiöser Rechtfertigung, damals nennt er „die Herrschaft der Mullahs, die ‚Mullahkratie‘, im Iran, unter der die meisten Menschen unsäglich leiden“; heute könnten wir, wie erwähnt, auf die unleugbaren Greuel der IS-Terroristen verweisen.

Im Sinne der Dialektik darf andererseits durch diese Perspektive nicht das Engagement für eine gerechtere und glücklichere Welt abgetan werden. Dann liefere die christliche Botschaft letztlich doch Gefahr, Karl Marx Recht zu geben. Das Christentum wäre „Opium fürs Volk“, eine Beruhigung, um ja nicht gegen Entfremdung, soziale Ungerechtigkeit und Umweltzerstörung zu kämpfen, sondern gottergeben auf das Jenseits

zu warten. Das heutige „Opium“, quasi die Ersatzdroge für echtes Glück, trägt oft den Namen „Wellness“, also persönliches Wohlergehen. Der emeritierte Schweizer christkatholische Bischof Gerny (mit dem märchenhaften Vornamen Hans) hinterfragt ein solch angepasstes Christentum: „Auch wir Christinnen und Christen – die alt-katholischen vielleicht noch besonders? – neigen heute dazu, zu allem ja und Amen zu sagen. Aber ob solche Wellness-Theologie der Kirche und vor allem der Sache des Evangeliums weiterhilft?“

Adornos Überzeugung, dass authentisches Leben nur möglich ist, wenn es Verantwortung für die sozialen und politischen Nöte der jeweiligen Zeit übernimmt, darf auch uns heute aufrütteln. Die „Negative Dialektik“ formuliert natürlich mit einer doppelten Verneinung: „Es gibt kein richtiges Leben im falschen.“ ■



Buen vivir: Das gute Leben zwischen Wahn und Wirklichkeit

VON SASKIA SCHOLTEN

„DAS GUTE LEBEN“ IST EIN ZENTRALES THEMA im Christentum. Ein Leitwerk für das gute Leben eines jeden Christen und einer jeden Christin ist die Bibel. Darin finden sich Gebote für das, was gut und richtig ist. Manche Gebote sind in Stein gemeißelt, andere Gebote sind in Metaphern und Gleichnissen von unzähligen Geschichten und Erzählungen versteckt. Die Botschaft ist nicht immer klar oder eindeutig. Sowohl bei der Deutung als auch bei der tatsächlichen Orientierung an den Geboten des guten Lebens im Alltag braucht es eine stetige Auseinandersetzung mit sich selbst und mit anderen, um diesem nicht immer leichten Weg zu folgen. Eine Frage kehrt bei einer solchen Auseinandersetzung immer wieder: Was ist das gute Leben eigentlich? Was bedeutet es für mich ganz persönlich, in meinem Leben? In meinem Alltag?

Es lohnt sich, bei der Suche nach der Antwort auf diese Frage den Blick über den Tellerrand zu wagen. In Zeitschriftenläden drängt sich dieser Blick wie von selbst auf, wenn man vor dem Regal mit der Überschrift „Gesundheit“ steht. Die Magazine darunter heißen „Slow“, „Happinez“ oder „Flow“. Sie haben Tipps und Tricks parat, um ein erfüllendes, glückliches Leben zu führen. Da wäre zum Beispiel das Ziel, achtsam im Moment zu leben, die

eigenen Bedürfnisse wahrzunehmen und sich gleichsam wach der Umgebung zuzuwenden. Dazu gehört aber auch, Sachen selber zu machen, dazu gehört eine gesunde Ernährung und ausreichend Bewegung.

Gut ist, was mich glücklich macht?

Es lässt sich nicht bestreiten, dass diese Lebensweisen zum guten Leben dazugehören, jedoch drängt sich der leise Verdacht auf, dass dieser Lebensstil, so wie er vermarktet wird, die eigentlichen Ideale von Gut und Schlecht verschiebt. Gut ist auf einmal, was glücklich und zufrieden macht, gut ist, was gesund ist und was dem Körper gut tut. Diese Verschiebung führt dazu, dass das individuelle Wohlbefinden der Richter über ein gutes Leben wird. Der hohe Grad an Individualisierung aber nimmt jeder gemeinschaftlichen Auseinandersetzung und der Orientierung an einer übergeordneten allumfassenden Vision des guten Lebens den Wind aus den Segeln. Demzufolge kann dieser gesundheits- und glücksorientierte Lebensstil zwar ein Teil des guten Lebens sein, jedoch sollte er nicht zur alleinigen Richtschnur für das gute Leben werden.

Umfassender wird das gute Leben in Südamerika mit „Buen vivir“ gelebt. In der indigenen Sprache der Andenvölker „Sumak Kawsay“ genannt, handelt es sich um „eine komplexe, grundlegend andere Art der Weltanschauung“, sagt Prof. Dr. Olga Lucía Castillo im Interview mit dem Hilfswerk *Misereor* (Dossier „Gemeinwohl“, 1/2014). Die Natur wird als Ursprung allen Lebens wie ein eigenes Wesen behandelt. Dieses Wesen hat eigene Rechte, die geachtet werden müssen, und ist keine Ressource, die nach Bedarf und Belieben ausgebeutet werden kann. An die Stelle der Selbstverwirklichung des Einzelnen tritt in der Lebensart des *Buen vivir* der soziale Zusammenhang. Alle

Saskia Scholten ist Mitglied der Deutschen Pfadfinderschaft Sankt Georg und der Gemeinde Karlsruhe

Menschen sind miteinander verbunden, keiner existiert ohne den anderen.

In diesem ganzheitlichen Denken wird die Trennung zwischen Individuum und Gesellschaft genauso aufgehoben wie die Trennung zwischen Mensch und Natur. Es ist Bekenntnis zu Pluralität und Gegensätzen. In diesem Zusammenhang, in dem der oder die Einzelne genauso viel oder genauso wenig bedeutet wie ein Teil der Natur, steht nicht Wachstum und Entwicklung im Vordergrund, sondern Gleichgewicht und Wechselseitigkeit. Im Gegensatz zu den relativ klaren Handlungsanweisungen des gesundheitsbezogenen guten Lebens ist die Weltanschauung des *Buen vivir* kein Ratgeber für ein glückliches Leben. Es gibt keinen theoretischen oder philosophischen Hintergrund. Stattdessen gibt es das gute Leben selbst, von den Andenvölkern vorgelebt, ohne die Notwendigkeit unzähliger Zeitschriften.

Jedoch sei auch die Begeisterung für das südamerikanische *Buen vivir* mit Vorsicht zu genießen. Ähnlich wie die buddhistischen Ideen für die Gesundheitsbranche zerpflückt und vermarktet werden, wird die Weltanschauung des *Buen vivir* derzeit von Globalisierungskritikern zu einer Alternative des Wachstumsmodells des Westens

stilisiert. Aus dieser Perspektive nehmen Bolivien und Ecuador eine Vorreiterrolle ein, da sie das gute Leben in der Verfassung verankert haben. Offen bleibt jedoch, wie diese Weltanschauung die politische Entscheidungsfindung leiten kann, welche Maßnahmen daraus entstehen und wie diese konkret umgesetzt werden sollen. Darauf gibt die Gesetzgebung von Ecuador und Bolivien (noch) keine Antwort.

Es gibt also auch bei diesen Ansätzen keine endgültige Antwort auf die Frage, was das gute Leben ist. Was bleibt, sind die Impulse, die diese Ansätze mit sich bringen. Es lohnt sich, achtsam durchs Leben zu gehen und dabei durchaus auch auf sich selbst zu achten – denn wer seine Nächsten lieben will wie sich selbst, der muss sich zunächst einmal selbst lieben. Gleichermaßen lohnt es sich die eigene Weltanschauung durch die Ganzheitlichkeit des „*Sumak Kawsay*“ zu erweitern, die eigenen Grenzen aufzuheben und das eigene Handeln aus einer ganz anderen Sichtweise zu reflektieren. Und es lohnt sich vor allem, diese alternativen Perspektiven auf das gute Leben als Inspiration für die weitere Auseinandersetzung mit der Frage nach dem guten Leben zu betrachten. ■

„Jedes Joch zerbricht ihr!“ (Jesaja 58,6)

Materielle Grundlage sozialer und demokratischer Grundrechte: Das Bedingungslose Grundeinkommen

VON JENS-EBERHARD JAHN

„GUTES LEBEN“ – WER entscheidet, was das ist und was dazu gehört? Wer hat Zeit und Muße, das zu entscheiden? Demokratische Teilhabe und bürgerschaftliches Engagement kosten Zeit. Wer allerdings nicht von Kapitalerträgen oder ausschließlich von sozialstaatlichen Transferleistungen lebt, dürfte wenig Zeit haben: Arbeitskraft und Lebenszeit müssen verkauft werden, um materielle Absicherung zu sichern oder gar das Überleben. Daher kann auch jedes ökologisch, ökonomisch oder sozial noch so unsinnige Projekt mit dem Argument gerechtfertigt werden, es schaffe Arbeitsplätze. Firmen aber setzen ihre Gewinne zur „Rationalisierung“, zum Abbau – nicht zur Schaffung – von Arbeitsplätzen ein. Keynesianerinnen und Keynesianer, kapitalistische wie sozialistische, fordern eine Steigerung der Kaufkraft, um „die Wirtschaft“

anzukurbeln, die Krise zu überwinden. Doch „die Krise“ ist Teil des Systems (Papst Franziskus: „Diese Wirtschaft tötet!“), Fetisch Arbeit und Wachstum sind Teil des Problems, nicht der Lösung.

Um Zeit zur gesellschaftlichen Teilhabe, Zeit für sich selbst, für Kinder, Familie, Zeit für Kreativität zu haben, muss eine gewisse materielle Absicherung da sein.

Seit vielen Jahrhunderten gibt es Ideen zu einer Welt mit materieller Absicherung ohne Arbeitszwang und mit gerechter Verteilung der Güter. Der Faden zieht sich hier vom alttestamentarischen Jobeljahr über Jesu Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg, über humanistische Utopien, über die Aufklärung und die Frühsozialisten bis hin zu Erich Fromm. Konkret wird seit mehreren Jahrzehnten die Forderung eines Bedingungslosen Grundeinkommens (BGE) gestellt, das in den 1970er Jahren in den USA beinahe eingeführt worden wäre. Arbeitsloseninitiativen, viele Christinnen und Christen, viele Linke, Grüne, Linksliberale, Christdemokratinnen und Christdemokra-

ten um den früheren thüringischen Ministerpräsidenten Althaus sowie Unternehmerinnen und Unternehmer wie dm-Gründer Götz Werner sind sich einig, dass ein BGE nicht nur eine Alternative zum „offenen Strafvollzug Hartz IV“ (G. Werner) wäre, sondern auch gesellschaftliche Kreativität freisetzen würde.

Der Charme des BGE aber liegt nicht nur in der Entschlackung staatlicher Sozialbürokratie. Das BGE würde an alle Bürgerinnen und Bürger:

1. individuell ausbezahlt,
2. ohne Bedürftigkeitsprüfung durch eine Sozialbürokratie,
3. ohne Arbeitszwang
4. in Existenz sicherer Höhe.

Das BGE könnte also zum Beispiel von den Finanzämtern als eine Art Steuerfreibetrag behandelt werden („negative Einkommenssteuer“): Wer ein Einkommen größer als x erzielt, zahlt Steuern, wer weniger als x bekommt, erhält Geld vom Finanzamt. Alternativ könnte Jede und Jeder das BGE monatlich als Sozial- und Demokratiedividende erhalten: Eine bedingungslose materielle Absicherung für demokratische Bürgerrechte



Jens-Eberhard Jahn ist Mitglied der Gemeinde Sachsen



sowie soziale Grundrechte wie etwa das Recht auf Nahrung.

Die Vorstellungen davon, wie hoch ein Grundeinkommen sein muss, um die Existenz zu sichern, gehen dabei von 400 € (Grüne) bis 1500 € (Götz Werner). Meist liegen die Vorschläge rund um die gesetzlichen Pfändungsgrenzen, also bei etwa 1000 €. In keiner größeren politischen Partei in Deutschland sind die Grundeinkommensbefürworterinnen und -befürworter zurzeit in der Mehrheit, außer bei den gerade grandios scheiternden Piraten. Das spanische Bündnis „Podemos“ (zu deutsch: „Yes, we can!“) würde laut Umfragen bei den nächsten Wahlen über 30 Prozent der Stimmen bekommen. Eine seiner Hauptforderungen: ein BGE. In Spanien, Irland und Brasilien nimmt die Debatte auch deutlich mehr Raum ein als hierzulande. Bekannte Modellversuche gibt es mit Unterstützung der evangelischen Kirche in Namibia.

Grundeinkommen als Teil der katholischen Soziallehre

In Österreich sind sich Bischofskonferenz und Kommunistische Partei über die Vorteile eines BGE nahezu einig. Die größte Organisation in Deutschland, die ein Bedingungsloses Einkommen fordert, ist die Katholische Arbeitnehmerbewegung (KAB),

die ihre Forderung unmittelbar aus der katholischen Soziallehre ableitet. D. Schulte-Basta hat wissenschaftlich nachgewiesen, dass ein BGE vollkommen kompatibel mit den drei Prinzipien der katholischen Soziallehre ist: Personalität, Solidarität und Subsidiarität. Ein BGE würde Subsidiarität erst materiell ermöglichen (und keinesfalls Eigeninitiative ausbremsen!), wäre ein Akt der Solidarität und Ausdruck der Würde der menschlichen Person. „Durch seine bedingungslose Existenzsicherung vor jeder Leistung und

”

Ein BGE würde zum „Guten Leben“ beitragen... die Joche der Armut, der Abhängigkeit, des Zeitmangels und der Angst und des sozialen Stigmas – sie wären weg, zumindest leichter

“

unabhängig vom Ansehen der Person, schafft das Grundeinkommen menschenwürdebezogene Achtungsgleichheit“, schreibt Schulte-Basta. Von alt-katholischer Seite ist es vor allem der Sozialethiker Franz Segbers, der seit Jahren öffentlich für die Einführung eines BGE wirbt.

Natürlich werden von vielen Bürgerinnen und Bürgern, von den konservativen Trägern der Arbeitsgesellschaft, von so genannten Arbeitgebern, seitens der Gewerkschaften und ihrer jeweiligen politischen Vertreterinnen und Vertreter Fragen gestellt:

Wer soll das finanzieren? In zahlreichen Modellen wurde errechnet, dass ein BGE durchaus finanzierbar ist. Götz Werner schlägt die Finanzierung über erhöhte Mehrwertsteuern vor, in anderen Modellen (wie zum Beispiel die von KAB und der BAG Grundeinkommen bei der Partei DIE LINKE) ist die Herangehensweise komplexer und berücksichtigt auch die Einsparungen bei der Sozialbürokratie. Wichtig wäre, dass die BGE-Finanzierung nicht auf Wirtschaftswachstum aufbaut, um Wege zum „Guten Leben“ in einer Postwachstumsgesellschaft nicht zu versperren.

Würden viele Menschen das BGE nicht missbrauchen?

Was heißt missbrauchen? Auch heute gibt es viele Menschen, die nur wenig Beiträge zum gesellschaftlichen Miteinander leisten

und ihre eigene Humanität verkümmern lassen. Diese Menschen gibt es in allen Gesellschaftsschichten und es wird sie wohl immer geben, zumindest vor dem Kommen des Reiches Gottes.

Ein BGE würde zum „Guten Leben“ beitragen. Es ist natürlich kein Allheilmittel und kann sicher nicht „jedes Joch“ zerbrechen: Aber die Joche der Armut, der Abhängigkeit, des Zeitmangels und der Angst und des sozialen Stigmas – sie wären weg, zumindest leichter. Und genau darum geht es (Jes 58,7)! ■





Buen vivir bei Paulus

Ein 2000 Jahre alter Glücksratgeber

VON GERHARD RUISCH

FREUT EUCH ALLEZEIT.
Betet ohne Unterlass.
In allem sagt Dank.

Den Geist erstickt nicht.
Prophetenreden verachtet nicht.
Alles prüft; was gut daran ist, behaltet.
Von allem, was böse aussieht, haltet euch fern.
Er aber, der Gott des Friedens, heilige euch ganz und gar.
Und ganz heil bewahrt werde euch der Geist und das Leben und der Leib – untadelig zur Ankunft unseres Herrn Jesus, des Messias. Zu trauen ist dem, der euch ruft; er wird es auch tun.

1. Thessalonicherbrief 5,16-24, Übersetzung: Fridolin Stier

Seit einigen Jahren füllen ja Ratgeber die Regale in den Buchhandlungen, die versuchen eine Antwort auf die Frage zu geben: Wie werde ich glücklich? Bei Amazon habe ich bei Büchern zum Thema Glück und verwandten Begriffen 851 Treffer gefunden, Bücher mit Titeln wie: *Einfach glücklich sein – 7 Schritte zur Leichtigkeit des Seins*. Oder: *Die 10 Geheimnisse des Glücks*. Oder: *Das Glück liegt so nah*. Und: *Glücks-Gesetze*.

Offensichtlich scheint da ein Bedarf zu bestehen. In unserer wohlhabenden, vergleichsweise gesicherten Gesellschaft sind anscheinend viele Menschen nicht glücklich. Und sie verspüren den Widerspruch: Es geht uns doch gut – warum also sind so viele nicht glücklich? Und sie hoffen auf eine Antwort, auf Hinweise, wie das anders werden kann. Uns geht es vermutlich oft nicht anders.

Da kommt Paulus und gibt Tipps, die auch die Kernsätze eines solchen Ratgebers sein könnten.

„Freut euch allezeit.“ Klar könnte man sagen: Super Ratschlag, wenn ich gerade schlecht drauf bin. Ich kaufe mir einen Glücks-Ratgeber doch nicht, wenn ich mich schon freue, sondern gerade, weil mir die Freude abhanden gekommen ist. Dann fühle ich mich aber veräppelt, wenn da einfach steht: Freu dich halt! Und auch noch allezeit! Ich gehe davon aus, dass Paulus so dumm auch nicht ist, dass er nicht wüsste, dass uns nicht immer nach Freude zumute ist.

Vielleicht muss man erst weiterlesen, um zu verstehen, wie er es meint:

„Betet ohne Unterlass.“ Da kann man natürlich wieder lästern: Aha, den ganzen Tag Rosenkranz, das soll also helfen! Ja, wer kann schon die ganze Zeit Gebete murmeln. Nicht einmal Paulus! Mir fällt aber Jesus ein, der auch sagt, dass wir die ganze Zeit beten sollen. Und zugleich, dass wir nicht plappern sollen. Beten ist kein unaufhörliches Reden, beten ist eine Haltung. Beten ist die Verbindung mit Gott. Diese Verbindung mit Gott gilt es zu halten, egal, was ich gerade tue, selbst bei den banalsten Tätigkeiten, aber auch in schwierigen Situationen.

Der nächste Rat unterstützt dieses Verständnis:

„In allem sagt Dank.“ Heute würde man sagen, das ist positives Denken. Denn es passieren ja nicht nur Dinge, für die wir dankbar sind. Es passiert ja genug, das uns zu schaffen macht und das wir gerne auf den Mond schießen würden. Aber da ist ja auch ein feiner Unterschied. Paulus sagt ja nicht: Für alles sagt Dank. Wir müssen nicht uns auch noch für die Zahnschmerzen bedanken. Aber in allem sollen wir danken, auch noch bei den Zahnschmerzen. Etwa dafür, dass es einen Zahnarzt gibt, der mir gegen die Schmerzen hilft.

Da schließt sich plötzlich der Kreis: Wer im Negativen noch das Gute sieht, für das er oder sie dankbar sein kann, der ist weniger in Gefahr, alles schwarz zu sehen und in Depression zu versinken. Der ist näher daran, sich allezeit zu freuen, auch noch im Schwierigen des Lebens.

Das nächste zeigt, dass Paulus nicht bei positivem Denken stehen bleibt:



Gerhard Ruisch ist Pfarrer der Gemeinde Freiburg und Chefredakteur von *Christen heute*

Foto: pexels.com



„Den Geist erstickt nicht.“ Bekannter ist die Übersetzung: „Lösch den Geist nicht aus!“ Auch da greift der erste Impuls zu kurz, der reflexartig fragen lässt: Warum sollte jemand den Geist auslöschen? Die Antwort ist einfach: weil der Geist oft unbequeme Wege führt, weil er Dinge verlangt, um die wir uns gerne herumogeln würden. All die Impulse, die Jesus gegeben hat in Richtung auf Nächstenliebe, auf Versöhnung hin, auf Einfachheit und Verzicht, daraufhin, die anzunehmen, die mir nicht liegen, all diese Impulse verlangen Überwindung. Solche Impulse wecken uns aus einem bequemen Leben. Aber das bequeme Leben – es ist zwar faul, aber glücklich macht es nicht. Aber die großen und kleinen Schritte auf die Mitmenschen zu, sie machen es.

Eng damit verbunden ist der Rat:

„Prophetenreden verachtet nicht.“ Denn auch sie sind unangenehm. Sie haben meist etwas mit Veränderung der Lebensgewohnheiten zu tun. Prophetische Menschen wollen, dass wir den Hintern heben. Ihre Worte zu verachten, sie klein zu reden und mies zu machen, ist ein einfacher Weg, sie nicht ernst nehmen zu müssen. Aber weiter kommen wir nur, wenn wir auch auf die Menschen hören, die uns unangenehme Wahrheiten sagen und die uns nicht nach dem Mund reden.

Und dann noch:

„Alles prüft; was gut daran ist, behaltet.“ Das ist ein Aufruf gegen Intoleranz! Er lässt keinen Raum dafür, alles besser zu wissen und alles vorher zu wissen. Er setzt die Einsicht voraus, dass an allem etwas Gutes sein kann.

Er verlangt, unvoreingenommen auf das Neue zuzugehen, denn es wird Gutes und Schlechtes daran sein.

Beim Schlechten gilt natürlich:

„Von allem, was böse aussieht, haltet euch fern.“

Auch so ein einfacher Rat, dem zu folgen aber oft nicht gelingt. Dass wir uns von richtig Bösem fernhalten müssen, wenn uns an unserem Glück gelegen ist, das dürfte klar sein. Es gilt aber auch für die Kleinigkeiten: Manchmal tun wir ja doch Dinge, die uns schaden, einfach weil uns ein Teufelchen reitet, das uns einflüstert: ach, was soll's! Dann braucht es den klaren Moment, der uns erkennen lässt, was geschieht, und eine Entscheidung: Nein, ich tu das jetzt nicht. Oft ist das gar keine große Sache.

Aber: Das Gute behaltet! Das ist eine gute Einstellung gegen Dogmatismus und Engstirnigkeit. Das heißt auch, wir Christen sollen mit allen Menschen zusammenarbeiten, die dieselben Ziele haben wie wir, auch wenn sie nicht christlich sind oder überhaupt nichtgläubig.

Es sind so wenige und so scheinbar simple Ratschläge, die Paulus gibt. Ich glaube aber, man kann ein Leben lang daran üben. Sie sind nicht geeignet, alle Schwierigkeiten im Leben zu beseitigen. Menschen, die uns stützen, brauchen wir weiterhin und auch die Zusage von Gottes Liebe und Zuwendung. Es geht nicht darum, dunkle Phasen des Lebens positiv wegzudenken. Wir können aber unsere Einstellung ändern zu dem, was uns begegnet. Und ich bin sicher: Wer die Ratschläge des Paulus beherzigt, der kommt dem etliche Schritte näher: *Freut euch allezeit!* ■

Raimund
Heidrich
ist Diplom-
Theologe und
Mitglied der
Gemeinde
Münster

Teilhabe oder de facto Ausschluss?

Behinderte Menschen und die Gemeinde vor Ort

VON RAIMUND HEIDRICH

BERNHARD SCHOLTEN HAT IN der Dezemberausgabe 2014 von *Christen heute* fundamentale Aussagen gemacht über die unveräußerlichen Menschenrechte für behinderte Menschen: Sie haben einen Rechtsanspruch auf Teilhabe am gesellschaftlichen Leben, auf Gleichstellung mit Nicht-Behinderten und auf Selbstbestimmung. Im Jahre 2006 hat die UNO-Vollversammlung die entsprechende UN-Behindertenrechtskonvention verabschiedet; von der Bundesrepublik Deutschland wurde sie 2009 ratifiziert. Wie aber sieht es mit der Verwirklichung aus, konkret in unseren alt-katholischen Gemeinden?

Vielleicht wird mancher sagen: „Wir in unserer Gemeinde haben

keine Behinderten.“ Und der erste Eindruck wird ihn wahrscheinlich bestätigen. Aber vielleicht kommen die behinderten Menschen erst gar nicht oder sie kommen nicht mehr. Dann wäre zu fragen: Welche Barrieren haben sie abgehalten?

Wer ist überhaupt ein behinderter Mensch? Man könnte auf den amtlichen Ausweis setzen. Aber es gibt viele behinderte Menschen auch ohne amtliche Feststellung. Und selbst wenn sich ein behinderter Mensch ausweisen kann, ist nicht gesagt, dass er als solcher in der Gemeinde erkannt und anerkannt wird. Aber viele chronische Erkrankungen, viele Beeinträchtigungen sind unsichtbar und wirken sich doch vehement behindernd aus. Das macht es Betroffenen schwer, sich zu outen. Die Angst, nicht ernst genommen zu werden, sich dem Verdacht auszusetzen, unberechtigterweise Vorteile in

Anspruch nehmen zu wollen („Der hat nichts, der tut nur so!“ oder: „Der übertreibt!“), schreckt manche behinderte Menschen ab, offen über ihre Beeinträchtigungen und ihre entsprechenden Bedürfnisse zu reden. Manche fürchten Diskriminierungen oder den abschätzenden, mitleidigen Blick.

Hier liegt die Chance der kleinen Gemeinden. Gerade weil sie übersichtlich sind, ist es leichter, behinderte Menschen und ihre Bedürfnisse wahrzunehmen. Einem Besuchsdienst kommt dabei große Bedeutung zu. Alle zwei Jahre müsste es möglich sein, alle (!) Mitglieder der Gemeinde zu besuchen und dann im vertraulichen Gespräch auch von entsprechenden Bedürfnissen behinderter Menschen Kenntnis zu bekommen. Dann kann ihnen die Gemeinde ein entsprechendes, kon-

ketes Angebot machen. Vielleicht ist dann sogar das neu angeschaffte Mikrofon nicht nur für hörbehinderte Gottesdienstteilnehmer ein Segen, sondern für alle.

Behindertenrechte können auf den ersten Blick als Sonderwünsche, ja sogar als Privilegien erscheinen. Wer sich aber vorurteilsfrei auf einen behinderten Menschen einlässt, wird bald merken, dass es bei den Rechten für behinderte Menschen nur um einen Ausgleich geht für eine Beeinträchtigung, die ja nicht-behinderte Menschen gar nicht kennen. So ist eine einfache Stufe für einen nicht-behinderten Menschen kein Problem; er wird sie kaum wahrnehmen. Für einen Rollstuhlfahrer ist diese Stufe aber eine unüberwindbare Barriere. Sie entscheidet über seine Teilnahme oder Nicht-Teilnahme, über seine Zugehörigkeit oder seinen Ausschluss. Der Bau einer Rampe für die Rollstuhlfahrer stellt daher eigentlich keine besondere Leistung dar, sondern ermöglicht erst die Begegnung von behinderten und nicht-behinderten Menschen „auf der gleichen Stufe“. Deshalb müssen ausgleichende Hilfen für behinderte Menschen grundsätzlich Vorrang haben vor den allgemeinen Wünschen der Gemeinde.

Wer entscheidet in einer Gemeinde über Hilfen für behinderte Menschen? Natürlich der demokratisch gewählte Kirchenvorstand. Ob aber die dann beschlossenen Maßnahmen auch wirklich angemessen und hilfreich sind, ist mit dieser demokratischen Entscheidung gar nicht garantiert. Nur diejenigen erkennen, welche Maßnahmen hilfreich



und angemessen sind, die eine grundsätzliche Empathie für behinderte Menschen aufbringen und sie nicht als störend und lästig empfinden. Dazu muss unbedingt Sachkenntnis kommen.

Das alles setzt einen intensiven Dialog zwischen den betroffenen behinderten Menschen und dem Kirchenvorstand voraus. Mit großer Sensibilität gilt es mit den Betroffenen einen ausführlichen Dialog auf Augenhöhe zu führen. Sonst kommen dabei „gut gemeinte“, paternalistische Maßnahmen von oben herab heraus, für die man dann auch noch Dankbarkeit erwartet („Seht, was wir alles für euch getan haben“). Echte Hilfen, die auf die berechtigten Wünsche der Betroffenen eingehen, werden dadurch gerade verhindert. Nicht die bevormundende Parole, „Wir wissen schon, was für dich gut ist“, darf leitend sein, sondern das Leitwort der Behindertenselbsthilfe: „Nichts ohne uns über uns.“

Aber was ist zu tun, wenn sich die Verantwortlichen vor Ort (Pfarrer mit Kirchenvorstand) gegenüber den berechtigten Wünschen von behinderten Menschen nicht offen zeigen, nur halbherzig oder

gar nicht auf sie eingehen und auch weiteres Nachhaken erfolglos bleibt? Im gesellschaftlichen Bereich sorgen dann Behindertenbeauftragte, dass behinderte Menschen doch noch zu ihrem Recht kommen können. Auch die evangelische Kirche hat Behindertenbeauftragte aus der Erfahrung heraus, dass Christen blind sein können für die Not und die Bedürfnisse behinderter Gemeindemitglieder. Unsere alt-katholische Kirche tut gut daran, dem Beispiel der evangelischen Kirche zu folgen und Behindertenbeauftragte zu berufen.

Es geht um nichts anderes als um die Verwirklichung des unveräußerlichen Menschenrechtes von behinderten Menschen auf Teilnahme. Das sollte uns Christen zugleich auch Christen-Recht und Christen-Pflicht sein. Zudem steht uns das Beispiel Jesu vor Augen, der vorurteilslos mit voller Empathie gerade auf die zugehen, die ausgestoßen am Rande standen, Arme, Kranke und Behinderte, und sie hineinrief in die Gemeinschaft (zum Beispiel Mk 10,46-50). Wir könnten es Jesus nachtun und unsere Gemeinden einladend und anziehend machen, gerade für Behinderte! ■





Religion macht gesund – wenn sie nicht eng ist

VON BERNHARD SCHOLTEN

RELIGIÖSE MENSCHEN LEBEN LÄNGER UND GESÜNDER, das belegt eine Reihe von ernst zu nehmenden wissenschaftlichen Studien. Das gilt nicht nur für Ordensschwestern, die deutlich seltener im Alter an Demenz erkranken als vergleichbare ältere Frauen, sondern es gilt in besonderer Weise für Menschen, die regelmäßig sonntags den Gottesdienst besuchen und unter der Woche Zeit für Stille und für ein Gebet finden.

Schnell gab es erste Erklärungen für dieses Phänomen: Religiöse Menschen achten stärker auf sich, auf ihre Ernährung und auf ihre Lebensweise, sie leben bewusster und sie sind somit einfach aufgrund ihrer Lebenseinstellung und ihres Lebenswandels gesünder. Das mögen gewichtige Gründe für die Unterschiede sein, doch in Vergleichsstudien zwischen religiösen Menschen und Menschen, die sich bewusst gesund ernähren und die bewusst gesund leben, zeigen sich weiterhin signifikante Unterschiede zwischen diesen beiden Gruppen. Selbst in diesen Vergleichsuntersuchungen bleiben religiöse Menschen gesünder.

Doch bei genauerer Betrachtung der Forschungsergebnisse gibt es dennoch einen Faktor, der diesen Unterschied aufhebt: Religiöse Menschen, die an einen strafenden Gott glauben und sich diesem Gott ausgeliefert fühlen, unterscheiden sich nicht wesentlich von nicht-religiösen Menschen; dagegen sind bei religiösen Menschen mit einem barmherzigen Gottesbild diese Unterschiede signifikant. Diese Vergleichsstudien zeigen, dass sie auch Schmerzen leichter ertragen beziehungsweise Schmerzen weniger intensiv wahrnehmen. Menschen mit einem barmherzigen Gottesbild fühlen sich durch ihren Gott bestärkt – gerade in schwierigen und scheinbar ausweglosen Situationen wie einer schweren Erkrankung.

Der barmherzige Gott gibt ihrem Leben einen Sinn, macht es bedeutsam und gibt dem Gläubigen die Freiheit, dieses Leben zu gestalten. Die Forschung, wie Gesundheit gefördert und gestärkt werden kann, bekannt als *Salutogenese*, zeigt, dass genau diese drei Dimensionen *Sinnhaftigkeit, Bedeutsamkeit und Handlungsfähigkeit* zentrale Voraussetzungen für die Stärkung von Gesundheit und die Ausbildung von Widerstandsfähigkeit gegen pathogene Reize sind. Religiöse Menschen erfahren in ihrem Alltag, dass ihr Leben sinnvoll und bedeutsam ist, dass sie trotz aller Begrenzungen und Einschränkungen ihr Leben gestalten und beeinflussen können. Menschen, deren Leben von einem barmherzigen Gott getragen wird, sind aber nicht nur achtsam zu sich, sondern sie entwickeln Mitgefühl für andere Menschen; die Achtsamkeit prägt ihr Leben, wie diese Studien zeigen.

In einer noch laufenden Studie der Psychologin Tania Singer, Leiterin des Max-Planck-Instituts für kognitive Neurowissenschaften in Leipzig, wird zurzeit in einem aufwendigen Versuchsdesign die Wirkung von Meditation auf die psychische Gesundheit von Menschen untersucht und auf deren Bereitschaft, auf andere Menschen zu achten. Ein erstes Ergebnis verblüfft auf den ersten Blick: Meditati-

on ist nicht gleich Meditation; sondern die Wirkungen der unterschiedlichen Meditationsweisen unterscheiden sich beträchtlich: Zen-Meditation hat praktisch keine nachweisbaren Effekte, während die von Singer als Achtsamkeitsmeditation benannte Methode die Konzentrationsfähigkeit der Menschen, die sie täglich nutzen, deutlich verbessert. Die Idee dieser Meditation besteht darin, sich täglich 10-15 Minuten Zeit zu nehmen, um auf eigene positive Gefühle, die man zuvor erlebt hat, zu achten, um dann diese positiven Gefühle in Gedanken auf andere Menschen auszuweiten – anfangs aus der Familie, dem Freundeskreis, der Nachbarschaft, dann auf Kolleginnen und Kollegen und schließlich auf Menschen, mit denen Konflikte das Miteinander beeinträchtigen. Diese Achtsamkeitsmeditation führt nach wenigen Monaten zu einem deutlich verbesserten Wohlbefinden; es stärkt die seelische und die körperliche Gesundheit des Menschen und seine Bereitschaft zum Mitgefühl für Dritte.

In ihren Veröffentlichungen betont Tania Singer, dass es sich um eine säkulare Meditationsmethode handelt; Gott komme in ihren Forschungen nicht vor; sie sehe die Effekte der Meditation, könne auch hirnelektrische Veränderungen nachweisen. Doch daran sei nicht Gott beteiligt, sondern die Menschen, die sich Zeit für sich nehmen, achtsam mit sich selbst und dann auch mit anderen sind. Es gehe ihr in ihrer Arbeit dabei nicht um kurzfristige Wohlfühleffekte, sondern um langfristige und stabile Änderungen von Einstellungen und Haltungen.

Doch trotz der klaren Dementis passen ihre Forschungsergebnisse gut zu denen, die Haltungen, Einstellungen und Lebensweisen religiöser Menschen untersuchen; denn es gibt Gemeinsamkeiten bei den Menschen, die sich täglich Zeit für ihre Achtsamkeitsmeditation nehmen, und den Menschen, die täglich im Gebet Zwiesprache mit ihrem barmherzigen Gott halten. In diesem Gespräch, vielleicht angestoßen durch die tägliche Schriftlesung, achtet der betende Mensch auf sich und gewinnt gleichzeitig Abstand von sich. Er bezieht seine Nächsten in diese Zwiesprache mit ein und so überträgt er – ähnlich wie der meditierende Mensch – seine grundsätzlich positiven Gefühle auf seine Mitmenschen.

Keine der Forschenden hat dabei ein mechanistisches Gottesbild im Kopf, wie es einige US-amerikanisch-inspirierte Religionsgemeinschaften predigen, wenn sie diese Forschungsergebnisse vordergründig für ihre Gemeinschaft verwerten wollen: „Wenn du an Gott glaubst, täglich betest und wöchentlich in den Gottesdienst gehst, dann wird dir Gott Gesundheit und Wohlergehen schenken“. So einfach „funktioniert“ Gott nicht, denn es gibt sicher auch tiefreligiöse Menschen, die chronisch krank sind, Schmerzen erleiden und immer wieder von Hoffnungslosigkeit und Zweifeln geplagt werden. Zu diesen von Zweifeln geplagten Menschen, die auch unter der Ferne Gottes leiden, gehören Menschen, wie Mutter Theresa einer war, Menschen, die doch nach außen so sicher und bestimmt von Gottes Barmherzigkeit sprechen und sich zu ihrem Glauben bekennen, aber in ihrem Tagebuch ihre Zweifel offen legen. Religiosität ist sicherlich mehr als schnell erlebtes Wohlbefinden. ■

Bernhard Scholten ist Diplom-Psychologe und Mitglied der Gemeinde Landau



Wir Ärmsten! – oder: Ab auf die Insel

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

FLIEGEN SIE NOCH ODER RÄUMEN SIE SCHON? DIE Überflieger unter uns, die Bonusmeilen verdüsen und zwei Autos besitzen, werden so langsam alt. Heute ist Trend, seinen Besitz auf maximal 100 Dinge zu reduzieren. Die Erde kann die Genießer ja einfach nicht mehr verkraften. So wurde vor zwei Jahren schon David Karp zitiert, der Erfinder der Blog-Plattform *Tumblr*: „Ich bin immer so überrascht, wenn Leute ihr Zuhause mit Kram vollstopfen.“ Seine Wohnung: Ein karges 160-Quadratmeter-Appartement. (Analog möchte ich erwidern: „Ich bin immer so überrascht, wenn Leute allein auf 160 Quadratmetern wohnen...“).

Früher, wenn die bucklige Verwandtschaft zu Besuch kam, wurden immer die Räume gezeigt. Jeder sah, wie wir eingerichtet waren, wo Kinder und Hund ihre Residenz gefunden hatten. Letzterer lebte bei uns übrigens freiwillig reisefertig im Koffer...

Heute wird jedoch geräumt: Alles muss raus, wie beim Schlussverkauf. Man entsorgt das ganze Geraffel, was man ansonsten nur noch Staub wischen muss. Beliebte Quizfragen dazu lauten: „Was würdest du auf eine einsame Insel mitnehmen? Buch, Handy oder Auto?“ Diese Quizfrage vergeigte man dann, denn eigentlich gebrauchen konnte man davon nichts auf einer einsamen Insel. Höchstens Bonusmeilen, um wieder aus dem Funkloch raus zu kommen.

Nein, ehrlich: Früher gab es Kriege und Feuersbrunst, da lautete die Antwort auf die Frage „Was mitnehmen?“ wie aus der Pistole geschossen: „Die Geburtsurkunde“. Heute, laut Spiegel-Umfrage zum Titelthema „Konsumverzicht“, antworten auf „Wenn Sie die Wahl hätten, auf was würden Sie auf keinen Fall verzichten wollen?“ über die Hälfte, dass sie keinesfalls auf ihr Auto verzichten möchten (51 Prozent). 28 Prozent wollen nicht auf ihre Urlaubsreise verzichten und 17 Prozent könnten nicht von ihrem Smartphone/Mobiltelefon ablassen. Zugunsten der

Umwelt auf Konsum verzichten würden aber immerhin 82 Prozent! Hier lautet die Quizfrage: Auf was verzichten die Leute da wohl?

Aber 82 Prozent klingt doch toll angesichts der Tatsache, dass viele Überfluss im Kühlschrank lagern, um später die Sachen mit den insgesamt 6,7 Tonnen Lebensmitteln der Bundesbürger nur im Abfalleimer zu entsorgen. Der neue Trend heißt Abenteuer erleben nachts zur Geisterstunde beim Containern, also auf den Hinterhöfen von Fridl, Poldi & Co. entsorgte Lebensmittel aus den Containern zu „retten“. Dann wird Party gemacht, gelacht und getanzt, und als Gag werden nur Lebensmittel mit abgelaufenem Verfallsdatum serviert. Die modernen Robinson Crusoes auf ihren 160-Quadratmeter-Inseln lassen es sich und der Umwelt gut gehen. Wie lohnend doch der Verzicht für die Welt ist: „Weniger ist mehr“. Man sieht es an den Benzin fressenden SUV, überdimensionierten Karossen, in denen die ganze Nachbarschaft mit zum Büro genommen werden kann, während die Busse auf den Dörfern leer bleiben, weil da sowieso nur noch die Gruffies mitfahren.

Auch mit *Second hand* ist heute Staat zu machen. Wurde früher die Kelly Family als „singende Altkleidersammlung“ verlacht, ist es heute klimafreundlich, sich im Gebrauchtwarenladen einzudecken, denn da haben die Vorbesitzer schon die Giftstoffe aus den Klamotten gewaschen und die Möbel sich von Lösemitteln ausgelüftet.

Noch niemand ist aber auf die Idee gekommen – außer *Ärzte ohne Grenzen* – mal mit den einfachen Leuten zu tauschen, die ihr Leben lang mit wenig auskommen müssen, weil sie gar nicht die Wahl haben. Das ist der Unterschied zum Armsein, wenn man nur soviel einspart, wie man es sich aussuchen kann. Aber es macht ein gutes Gewissen, zu tun, was man kann, und wenn es viele tun, ist es auch längst nicht mehr nur ein Tropfen auf den heißen Stein. ■



Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Nordstrand

Foto: Zee, „Bohemian Junk“, Flickr (Creative Commons License)



Vorsicht Satire, Frau Soliman!

VON FRANZ SEGBERS

DER BESUCH DES PAPSTES auf den Philippinen hat ein Nachspiel. Sozialministerin Corazon „Dinky“ Juliano-Soliman hatte Hunderte Arme und Obdachlose aus Manilas Straßen in eine Hotelanlage umsiedeln lassen, um Franziskus eine „schöne“ Stadt zu präsentieren. Dafür muss sie sich nun politisch verantworten. Eine Satire im Internet erklärte „Dinky“ für exkommuniziert – und publizierte ein Heul-Foto gleich mit. Doch der Papst hatte die Keule des Kirchenrechts gar nicht ausgepackt. Der Wunsch wurde zum Vater des Gedankens. Auch bei mir...

Die Sozialministerin hatte etwa einhundert Familien, mehr als vierhundert Obdachlose und Straßenkinder auf der Hauptverkehrsstraße in Manila aufsammeln und für die Zeit des Papstbesuches in eine luxuriöse Hotelanlage verfrachten lassen. Das musste Frau Soliman in einer Anhörung des Senats bestätigen, nachdem Zeitungen die Säuberungsaktionen aufgedeckt hatten. 4,75 Mio. Pesos – etwa 95.000 € – ließ der Staat sich diesen unfreiwilligen „Urlaub der Armen“ in einer Hotelanlage kosten. Nur damit der Papst sie nicht sah. Den im Internet zu lesenden Abodo Chronicles war das eine Satire wert. Papst Franziskus wurde das Zitat in den Mund gelegt: „Ich habe die Philippinen besucht, um bei den Armen, den Obdachlosen, Kranken und Unterdrückten sein zu können. Und es ist unverzeihlich, dass man sie vor mir versteckt –, nur damit die Regierung gut dasteht!“ Dieser vermeintliche Wutausbruch gründete die Überschrift des Artikels: „Papst Franziskus exkommuniziert die philippinische Sozialministerin Dinky Soliman“.

Was ist hier eigentlich die Satire?

Dass ein Sozialministerium die Straßen während des Papstbesuchs von Straßenkindern und obdachlosen Familien „säubert“: Ist das aber

nicht die eigentliche Satire? Dass der Papst die politisch Verantwortliche exkommunizieren könnte, schien mir jedenfalls völlig logisch. Und so dachte ich mir, als ich den Artikel im Netz las: „Der prophetische Papst Franziskus tut nicht nur den Mund auf für die Armen und arm Gemachten und er redet den Reichen und Mächtigen auch nicht nur ins Gewissen. Nein, er greift zum Mittel der Exkommunikation!“ Mit erschien das naheliegend. Denn manchmal verstehen religiöse Menschen vielleicht keine andere Sprache so gut wie diese. Dass gleich ein Foto mitgeliefert wurde, auf dem Frau Soliman in Tränen ausbricht – vermeintlich ob des päpstlichen Bannspruchs –, passte ins Bild. Hatten wir schließlich nicht lange genug darauf gewartet, dass ein Papst einmal die Feinde der Menschen exkommunizieren würde? Die Pinochets und die Hitlers dieser Erde? Und hatte Papst Franziskus nicht schon einmal ein klares Zeichen gesetzt, als er die Mafiosi in Süditalien exkommuniziert hatte? Jetzt exkommunizierte er also auch eine Sozialministerin, die Arme missachtete! Total logisch.

„Alles Satire!“ – schrieb mir dann ein Freund aus den Philippinen. „Schade eigentlich“, dachte ich. Der Papst hätte in diesem Fall zwar ziemlich hart reagiert, aber doch irgendwie die richtige Konsequenz gezogen. Statt einer autoritären Exkommunikation „von oben“ bräuchte es natürlich besser einen innerkirchlich-synodalen Verständigungsprozess über die Frage: Was heißt es, Christ und Kirche in einer Welt zu sein, die zwischen Arm und Reich tief gespalten ist? Aber Synode hin oder her – ich hätte dieser Exkommunikation – mit erheblichen Bauchschmerzen im Verfahren – trotzdem inhaltlich etwas abgewinnen können. Ein ehemaliger Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK), Willem Visser't Hooft, hatte 1968 auf der Vollversammlung des Rates in Uppsala von einer „ethischen Häresie“ gesprochen. Zum rechten Glauben gehöre auch das rechte Handeln, hatte er gesagt. Und ich erinnerte mich an ihn, gerade jetzt. „Wer sich an den Armen vergreift, der ist häretisch“, dachte ich. Theologisch

würde man sagen: „Orthodoxie und Orthopraxie gehören zusammen!“

„Die Hauptstraße in einen sicheren Zustand bringen“

Bei der Anhörung vor dem Senat hatte Dinky Soliman gesagt: „Frau Vorsitzende, es ist wahr, dass wir für die Ankunft des Papstes die Hauptstraße von Manila in einen sicheren Zustand bringen wollten.“ Dass man so viele Menschen von der Straße in eine Hotelanlage gebracht habe, sei Teil der Aktion „Familiencamp für obdachlose Familien“. Franziskus habe die Armen ja trotzdem zu Gesicht bekommen: Vierhundert Straßenkinder hätten bei der Verabschiedung des Papstes gesungen. Sie hätten seit Dezember für ihren Auftritt geprobt.

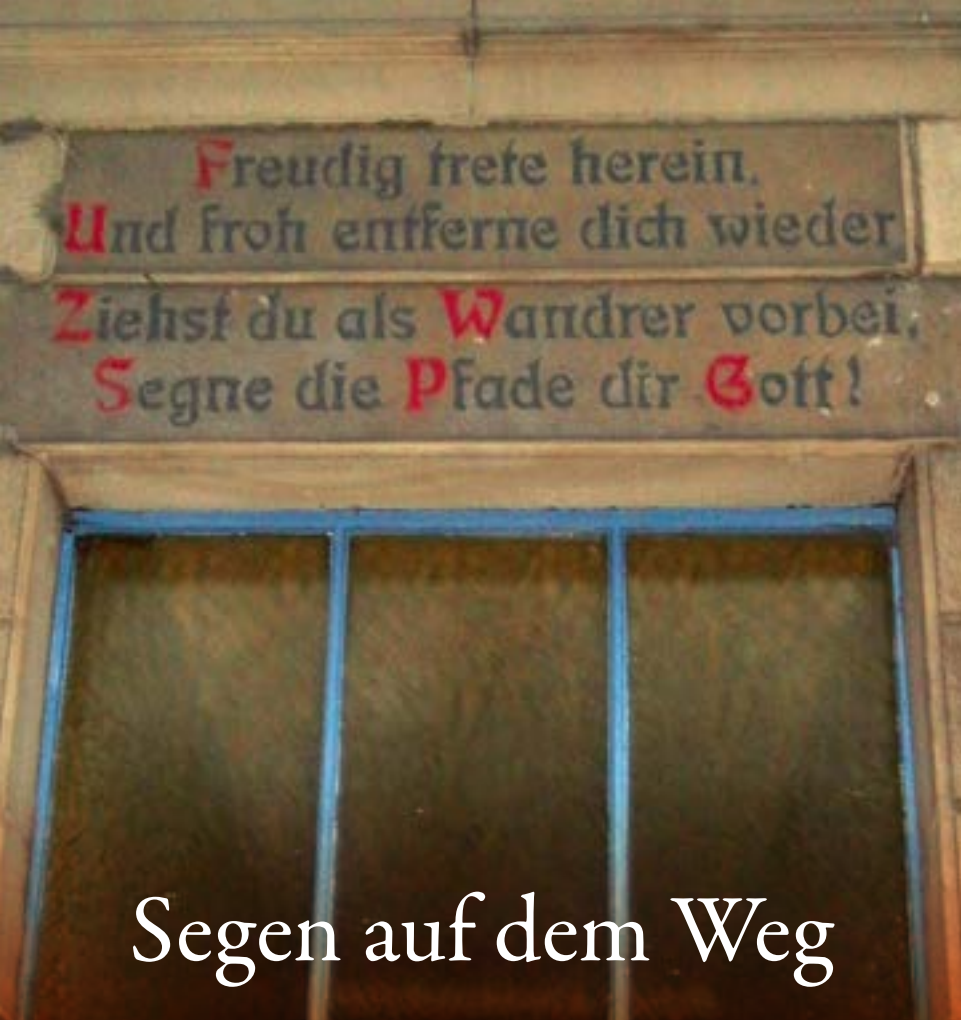
„Mein Gott!“, dachte ich, als ich das las: „Das ist die wahre Satire der philippinischen Realität!“ Wenige Stunden nachdem der Papst die Philippinen verlassen hatte, wurden die Obdachlosen übrigens wieder zurück nach Manila gekarrt – und ihrem Schicksal überlassen. Bischöfe auf den Philippinen fordern immer wieder einen sofortigen Stopp der Zerstörung von Elendsvierteln und der Vertreibung der Armen. Mit gutem Grund: Im Großraum Manila leben über 4,4 Millionen Menschen in solchen Vierteln. Tausende Familien haben nicht einmal ein Dach über dem Kopf. Schon lange und immer wieder geht die Stadtverwaltung auch gewaltsam gegen die Bewohner vor und vertreibt sie, wenn sie den Stadtplanungen für den Bau von schicken Wohnungen, Shoppings Malls oder dergleichen im Wege stehen. Ich selber konnte miterleben, wie eine solche Vertreibung vor sich ging. Bewaffnete Polizisten rücken mit Bulldozern an und walzen mit unglaublicher Brutalität alles nieder.

Man wäre ja so gern eine wunderbare moderne Stadt! – Ohne diese Bettler und Straßenkinder. Das aber wird man nicht, wenn man die Armen wegsperret. Das wird man nur, wenn man für Gerechtigkeit sorgt. Deshalb, sehr geehrte Frau Soliman, sollte Ihnen die Satire über Ihre angebliche Exkommunikation eine Warnung sein. Kann ja alles noch kommen... ■



Franz Segbers ist Theologe und war u.a. Gastprofessor an zwei Seminaren auf den Philippinen

Erschienen am 2.2.2015 auf publik-forum.de. Mit freundlicher Genehmigung.



Segen auf dem Weg

VON VEIT SCHÄFER

AUF MEINEM WEG IN DIE Stadt komme ich öfter durch eine Straße, zu Fuß, mit dem Fahrrad oder auch mit der Straßenbahn. Wenn ich in die Nähe eines bestimmten Hauses komme, bemerke ich, wie mich so etwas wie eine Ungeduld befällt, ja ich kann es kaum abwarten, wieder an diesem Haus vorüberzugehen.

Das liegt an dem Segensspruch, der über dem Portal angebracht ist. Ich bin jedes Mal berührt davon, fühle mich persönlich gemeint. „Freudig trete herein“, lautet da zunächst die Einladung. Wo, in welches Haus einzutreten wird man heutzutage noch so ausdrücklich ermuntert? An fast allen Haustüren erwartet einen eine Gegensprechanlage, von der aus man meist zuerst abgefragt wird, wer man ist und was man will. Nicht so selten passiert es, dass man danach von den Insassen der Wohnung, deren Klingel man getätigt hat, abgewiesen wird: „Keine Zeit... kein Interesse... Ich kenne Sie gar nicht“. Und hier wird

der oder die vor der Tür Stehende nicht nur vorbehaltlos und unbesorgt zum Eintritt eingeladen, sondern gar dazu, Freude mit hereinzubringen. Als ob der Hausherr selber sein Behagen an einem freudigen Besucher von vornherein andeuten wollte.

Aber auch beladenen, sorgen- oder angstvollen, traurigen oder unverschämten Besuchern wird ein Segen zugesprochen: „Froh entferne dich wieder!“ So stellt sich der Hausherr auch unter den Segen, denn diese zweite Zeile schließt die Hoffnung ein, die Begegnung, das Gespräch im Haus möge den Besucher froh von dannen ziehen lassen.

Selbst die Passanten werden unter den Segen gestellt: „Ziehst du als Wanderer vorbei, segne die Pfade dir Gott“. Niemand, der an diesem Haus vorbeikommt, bleibt ungesegnet. Was für eine Menschenfreundlichkeit zeigt sich da. Diejenigen, die seinerzeit das Haus erbauten, hatten gewiss nichts mit dem Wahlspruch „Mein Haus ist meine Burg“ im Sinn, der in unseren sicherheitsbesessenen Tagen wohl als ungeschriebenes Motto über zahllosen

Haustüren steht. Ein Haus, scheint mir, war für jene Menschen weit eher ein offener Ort der Begegnung, der Zuflucht sogar.

Das Haus wurde schon vor der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert erbaut, und im Zweiten Weltkrieg wurde es schwer beschädigt. Was auch beim Wiederaufbau an der Fassade geändert worden sein mochte, der Segensspruch blieb unverändert erhalten, bis hin zu Schrifttype und -farben, die heute schon ein wenig verblichen sind.

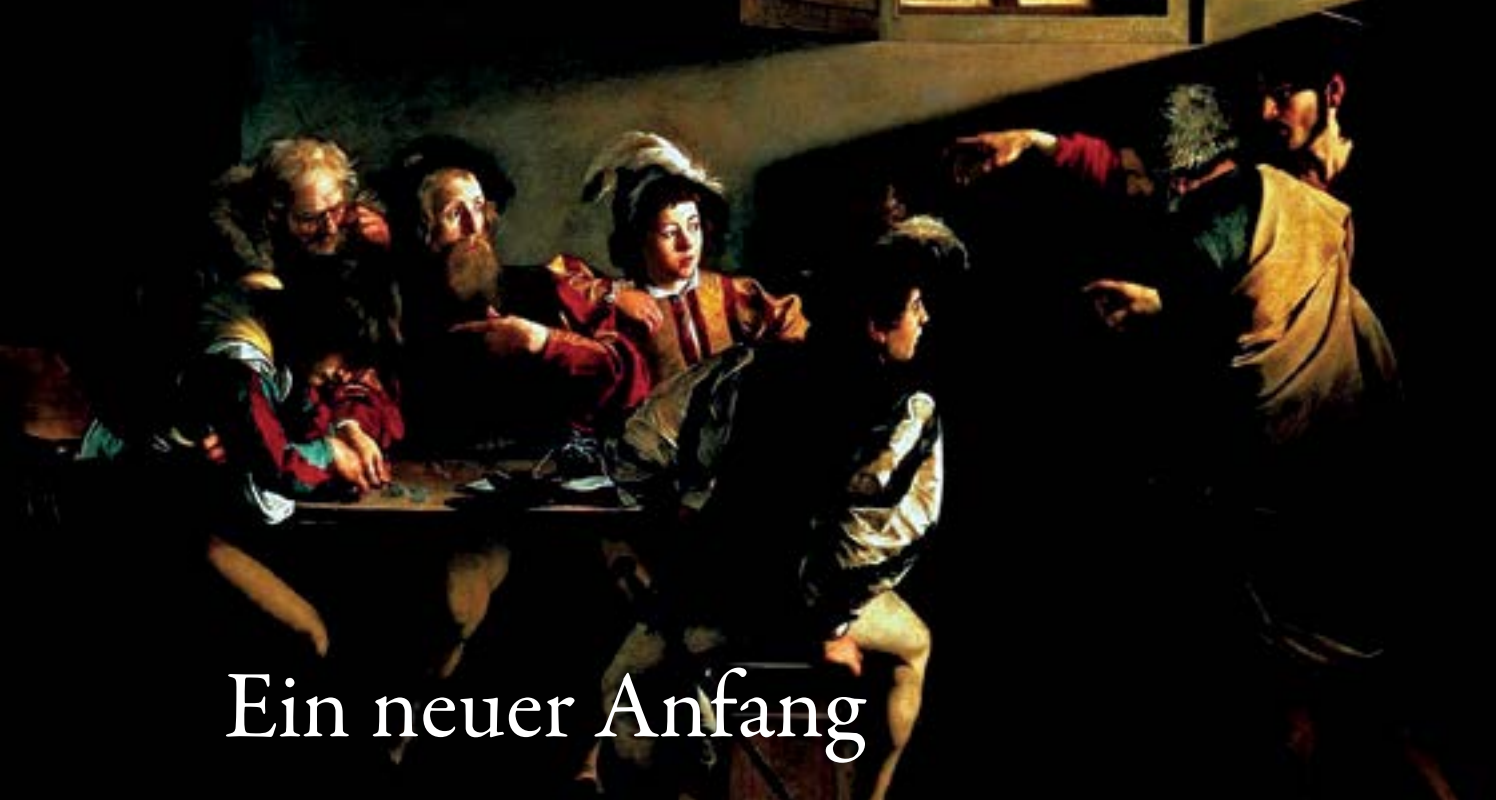
Obwohl ich mit dem Haus und seinen Bewohnern nicht das Geringsste zu tun habe, konnte ich letztthin der Einladung über dem Portal nicht länger widerstehen und läutete an einer der Klingeln. Ich wollte die Menschen kennenlernen, die heute hinter diesem Portal, unter diesem Dach wohnen. Ein freundlicher, älterer Herr trat kurz darauf auf den Balkon, und als ich sagte, was mich herführte, kam er sofort herunter und bat mich herein. Es stellte sich heraus, dass sein Vater kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs das Haus gekauft hatte, und er war es auch, der das Haus wieder aufbauen ließ. Der jetzige Hausherr und seine Frau sind beide künstlerisch tätig, beide malen und sie ist zudem Bildhauerin. Das Erdgeschoss haben sie beide zu einer Art privatem Museum ausgestaltet, in dem sie zahlreiche ihrer Werke zeigen. Mit offenkundiger Freude führte mich der Hausherr durch die Sammlung, obwohl ich doch nicht angemeldet und schon gar nicht bekannt war. Der Segensspruch über dem Portal hätte sich für ihn und für mich nicht schöner erfüllen können!

Gerne hätte ich mehr erfahren über die ursprünglichen Erbauer beziehungsweise Eigentümer des Hauses. Über sie wusste der jetzige Eigentümer nicht viel außer ihrem Namen, außer und dass es wohl Hofdamen des Großherzoglichen Hofes zu Karlsruhe gewesen seien. Den Damen ist, denke ich mir, nicht nur eine höhere Bildung zuteil geworden, sondern auch Herzensbildung. Der Segen, den sie damals ihren kommenden und gehenden Besuchern und den Passanten widmeten, gilt noch heute allen, auf jeden Fall denen, die einen Blick für alte Hausfassaden haben. ■



Veit Schäfer ist Mitglied der Gemeinde Karlsruhe

Foto: Veit Schäfer



Ein neuer Anfang



Jutta Respondek
ist Mitglied der
Gemeinde Bonn

VON JUTTA RESPONDEK

ICH GEBE ZU: ES WAR MIES, WAS WIR MACHTEN. Aber ich vermied es darüber nachzudenken. Was hätte es geändert? Was hätte ich denn machen sollen? Ich war da hineingeraten, hatte mich aus der Not heraus bereit erklärt, diesen Job zu machen, und dann konnte ich nicht mehr zurück. Ich hätte gar keine Chance gehabt. Die Leute mieden und verachteten uns, sie spuckten vor uns aus, wenn sie uns auf der Straße trafen. Kein Wunder, wir waren Überläufer, die mit den verhassten Besitzern gemeinsame Sache machten und sich auch noch daran bereicherten. Die armen Schufte, denen wir Zoll abverlangten, konnten einem ja Leid tun. Aber wir verdienten nicht viel, unsere römischen Arbeitgeber ließen uns nur einen mageren Lohn, also knöpften wir unseren Landsleuten hohe Summen ab und steckten sie heimlich in die eigenen Taschen. Wir mussten ja selber sehen, wie wir über die Runden kamen und wie wir unsere Familien ernährten.

Aber es war natürlich eine Schweinerei. Wir lebten auf Kosten anderer. Und die, an denen wir uns bereicherten, waren meist wirklich arm und hatten kaum das Nötigste zum Leben. Aber so fing es an, zuerst gelegentlich, und dann wurde es die Regel. Auf diese Weise habe ich es zu einigem Wohlstand gebracht. Und führte mit meiner Familie ein angenehmes Leben. Jedenfalls was das Materielle anging. Die Kehrseite der Medaille war, dass wir als Betrüger und Sünder galten und von allen gehasst und gemieden wurden. Freunde und Nachbarn zogen sich von uns zurück. Wir waren quasi vom gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen. Niemand lud uns ein, niemand kam zu Besuch. Selbst in die Synagoge konnten wir uns nur wagen, wenn keiner es sah. Letztendlich waren wir völlig isoliert.

Ich machte Tag für Tag meinen Job, routinemäßig, ohne groß nachzudenken, war zunehmend habgierig und hartherzig und stets unzufrieden, selbst wenn ich am

Abend die Taschen voller Geld hatte. Manchmal deprimierte mich das Ganze einfach. Was war das für ein Leben? Was nützte mir mein Reichtum, wenn sich niemand mit mir freute? Was hatte das alles für einen Sinn? Sollte es immer so weitergehen? Könnte ich überhaupt jemals von diesem unliebsamen Job loskommen? Und was sollte ich dann sonst tun? Ich hätte doch nirgendwo mehr eine Chance. Wer würde mir, dem Zöllner, Arbeit geben oder gar auf einmal Freundschaft mit mir schließen? Ich war doch abgestempelt. Für immer. Mein Leben war festgefahren in einer Sackgasse.

Tja, und jetzt habe ich dann doch alles hingeschmissen. Hab einfach alles stehen und liegen gelassen, nicht eine einzige Münze mitgenommen und mich nicht mal groß verabschiedet und bin gegangen. Mitten am Tag. Weg von meinem Arbeitsplatz. Weg von meinem ganzen Geld. Und es ist mir überhaupt nicht schwer gefallen. Meine Kollegen waren fassungslos. Sie halten mich mit Sicherheit für verrückt.

Es ist ja irgendwie auch verrückt. Ich staune über mich selber, dass ich das gemacht habe. Aber – als der Rabbi mich ansah, so eindringlich und gleichzeitig so einladend und wohlwollend, und mich ansprach und einlud mitzukommen, da wusste ich intuitiv, dass sich mir hier und jetzt, in diesem Augenblick, eine Tür öffnet und eine Hand entgegenstreckt, um mir eine Chance zu geben, ja, um mir einen Weg zurück ins Leben zu ermöglichen. In ein neues Leben. So bin ich nun hier und gehe mit euch. Jetzt wisst ihr, wer ich bin. Ich weiß nichts von euch, ich weiß nicht, was mich erwartet, was auf mich zukommt. Aber euer Rabbi scheint mir einer zu sein, dem man vertrauen kann. Der nicht auf die Vergangenheit schaut, sondern einen so nimmt, wie man ist. Ich hoffe, ihr seid genauso. Ich will die Vergangenheit hinter mir lassen und einen neuen Anfang machen. *Nach Mt 9,9-13*

First we take Stockport

Libby Lane ist die erste anglikanische Bischöfin Englands

VON ALEXANDER BRÜGGEMANN (KNA)

SIE WAREN ZWEI GEISTESVERWANDTE AM ALTAR: John Sentamu, der aus Uganda stammende erste schwarze Erzbischof der Kirche von England, und Libby Lane – die er auf dem Höhepunkt einer so ernsten wie farbenprächtigen Zeremonie in der Kathedrale von York zur ersten Bischöfin der englischen Kirchengeschichte weihte.

Aus seiner afrikanischen Heimat hat die charismatische „Nummer zwei“ der Anglikaner die direkte Ansprache an die Gläubigen mitgebracht; und so ertönte auf Sentamus Frage: „Wollt ihr, dass sie geweiht wird?“ ein nachdrückliches „Yeah!“ aus allen Kehlen, wie man es sonst aus den Debatten des britischen Unterhauses kennt. Angesichts dieser Zustimmung ging erst ein Seufzer und dann ein Ruck durch die Gewählte.

Wenige Minuten später war es soweit: Der Erzbischof legte ihr die Hände auf, und mehrere Dutzend Geistliche vor dem Altar taten es ihm gleich oder legten die Hand auf die Schulter derer, die ihr die Hand auflegten. Der 48-jährigen Libby Lane, Mutter zweier erwachsener Kinder, waren Freude, Rührung und das Wissen um die Verantwortung der Aufgabe gleichermaßen anzusehen. Schon im Vorfeld hatte sie erklärt, sie sei sich „jener Frauen und Männer sehr bewusst, die mir vorangegangen sind“. Viele Menschen hätten mit ihr „Jahrzehnte auf diesen Moment gewartet“. Da fiel auch nicht mehr ins Gewicht, dass kurz zuvor noch ein erboster Geistlicher nach vorn trat und rief: „Nein! Nicht in meinem Namen.“

Libby Lane ist nun Suffraganbischöfin von Stockport in der nordenglischen Diözese Chester und dem dortigen Diözesanbischof zugeordnet. Es ist nicht der erste Superlativ in ihrem Leben. 1994 geweiht, wenige Jahre nach dem hart umstrittenen Ja der Kirche von England zum Frauenpriestertum, gehörte sie zu den allerersten weiblichen Geistlichen überhaupt. Libby Lane und ihr Ehemann George sind zudem das erste gemeinsam geweihte Priesterhepaar ihrer Kirche.

Erzbischof Sentamu sagte im Vorfeld der Weihe, es sei „höchste Zeit für Frauen im Bischofsamt“. Schon seit dem frühen Christentum seien Frauen „das Rückgrat der Kirche“ gewesen, „unentdeckt, unbesungen und unschätzbar“. Bereits in wenigen Jahren werde man sich fragen, wie man je ohne Frauen als Bischöfe habe auskommen können. Er lobte Libby Lane, die eine Fülle an Erfahrungen in der Gemeinde, Krankenhaus und Schulseelsorge mitbringe.

Nach jahrelangen Debatten, die mehrfach sogar die Kircheneinheit gefährdeten, hatte die anglikanische Gene-



ralsynode im Juli grundsätzlich und Mitte November endgültig Grünes Licht für Frauen im Bischofsamt gegeben. Nun könnte alles recht schnell gehen, denn derzeit sind in England unter anderem Bischofsstühle in Nottingham, Gloucester, Oxford und Newcastle vakant. Für die nächsten zehn Jahre sollen weibliche Bischöfe qua gesetzlicher Frauenquote sogar ihren amtsälteren Brüdern vorgezogen werden, was die Plätze des anglikanischen Klerus im Oberhaus des Parlaments angeht.

Inzwischen ist bereits jeder dritte anglikanische Geistliche in England weiblich. 1987 erreichten die ersten Frauen die unterste Weihestufe. 1992 dann beschloss die Generalsynode eine Zulassung von Frauen zum Priesteramt und löste damit eine regelrechte Abwanderungswelle zur katholischen Kirche aus. Damals konvertierte sogar der dritthöchste anglikanische Bischof, Graham Leonard (1921-2010) von London; er wurde einfacher katholischer Pfarrer.

Eine solche Abwanderung ist nun nicht mehr zu befürchten – dafür aber eine Eintrübung in der Ökumene. Viele katholische und noch stärker orthodoxe Bischöfe sind „not amused“, es nun auch in der anglikanischen Mutterkirche mit Bischöfinnen zu tun zu bekommen. Sie sehen darin einen Bruch der Tradition.

In vielen anglikanischen Nationalkirchen – die nicht an Weisungen aus dem Mutterland gebunden sind – sind Bischöfinnen längst Realität, etwa in der mehrheitlich liberalen us-Episkopalkirche. Doch die Frage trennt weiterhin Konservative und Liberale. Immer mehr Nationalkirchen lassen Bischöfinnen zu. Mit der Kirche von England ist aus Sicht der konservativen Anglikaner in Afrika, Asien und Ozeanien eine wichtige Bastion gefallen. Für Libby Lane und ihre Mitstreiterinnen dagegen ist dieser Montag ein „historischer Tag“.



Er machte eine Geißel aus Stricken
und trieb sie alle aus dem Tempel hinaus;
das Geld der Wechsler schüttete er aus,
und ihre Tische stieß er um. *Joh 2,15*

Panorama

Foto: Sherrrie Thai, Blue Water Texture, Flickr (Creative Commons License)

16

Tempelreinigung

CHRISTEN HEUTE

so kennen wir dich gar nicht, Jesus
nie zuvor bist du handgreiflich geworden
heiliger Zorn muss dich erfasst haben
angesichts des unwürdigen Treibens in deines Vaters Haus

was würdest du in meinem Leben zum Einsturz bringen, Jesus
was findest du bei mir Unwürdiges, Nutzloses, Heil-loses...?
wo verfehle ich Bestimmung, Sinn und Ziel
missbrauche meine Kräfte, vergeude meine Zeit...?
ist nicht mein Tag vollgepfropft mit Geschäftigkeit
mein Haus und mein Tisch überladen mit Überfluss...?

wo ist mein Ort der Anbetung
mein dem Heiligen vorbehalten Tempel
meine Stunde, die allein Gottes Lobpreis gehört...?

was muss ich hinauswerfen aus meinem Alltag
um wieder zu erkennen, worauf es ankommt
was heilsam und wesentlich ist...?

59. JAHRGANG + FEBRUAR 2015

Jutta Respondek

17



Zum Papstbesuch

Stellungnahme der Unabhängigen Kirche der Philippinen

DER LEITENDE BISCHOF DER *IGLESIA FILIPINA Independiente*, Ephraim S. Fajutagana, hat Papst Franziskus im Namen seiner Kirche herzlich auf den Philippinen willkommen geheißen. Es heißt in der Verlautbarung: „Die Welt ist Zeuge, wie der Papst langsam die Wände einer elitären Kultur in der Römisch-Katholischen Kirche einreißt, revolutionäre Reformen im Vatikan einläutet, wie er die Kirche zu einer inkarnatorischen vorrangigen Option für die Armen führt. Zugleich hat der Papst als ein wahrer Anwalt der Armen die globale kapitalistische Gier verdammt und scharf die wenigen kritisiert, welche in einem extremen Wohlstand auf Kosten der Mehrheit leben, welche in Armut darbt.“ Er appelliert an den Papst, „dass er die Führer unserer Nation ernsthaft ermahne, ihrer Gier nach politischer Macht und ökonomischem Wohlstand zu entsagen, welche unter den schuftenden Massen in unserem Volk, den Bauern und Arbeitern, den Armen in den Städten und der Urbevölkerung unsagbares Leid gebracht haben.“

Weiter heißt es in dem Schreiben: „Für unseren Teil bieten wir von Seiten der Iglesia Filipina Independiente Papst Franziskus die ehrliche Freundschaft, Kooperation und das Engagement bei seiner Mission an, die Welt von der Gewalt des Krieges und Terrors, des Hungers und der Entbehrung, der Tyrannei und Unterdrückung zu heilen, so dass Gerechtigkeit und Friede, Freude und Wohlstand für alle Menschen aufblühen mögen.“

Leipzig

Alt-katholischer Pfarrer bereitet Katholikentag mit vor

DER ALT-KATHOLISCHE PFARRER FÜR SACHSEN und Ost-Thüringen, Jens Schmidt, wurde durch die Programmkommission des Katholikentags in den Arbeitskreis für den Themenbereich Ökumene berufen. Der 100. Katholikentag steht unter dem Motto „Seht, da ist der Mensch“ und findet zwischen dem 25. und dem 29. Mai 2016 in Leipzig statt. Träger des Katholikentags ist seit 1970 das Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Das alt-katholische Bistum wird auf der Kirchenmeile des Katholikentages mit einem Informationsstand vertreten sein.



Kaufbeuren-Neugablonz ↑

Banjos in der Kirche

DIE KINDERBAND „BANJO“ ROCKTE ENDE JANUAR in der alt-katholischen Kirche in Neugablonz, dass es eine Freude war. „Banjo“, das sind Björn, Andreas, Nils und Johannes; ihr Durchschnittsalter ist neundreiviertel Jahre. Was diese Jungs mit Keyboard, Schlagzeug und Gesang an Musik darboten, riss selbst die betagtesten Alt-Katholiken von den Bänken. Mit anhaltendem Applaus forderten die Kirchenbesucher Zugaben und ließen sich versprechen, beim Sommerfest mit Livemusik dabei zu sein.



8. Familienwochenende der Koblenzer Gemeinde

DIE KINDER, JUGENDLICHEN UND ERWACHSENEN der Koblenzer Gemeinde hatten wieder viel Freude bei der bereits 8. Familienfreizeit, die diesmal in der Jugendherberge in Oberwesel stattfand. Gemeinsame Freizeitgestaltung, dazu gibt es in der Stadt Oberwesel, aber auch in der Jugendherberge mit einem eigenen Schwimmbad, genügend Möglichkeiten. „Viele kleine Menschen, die an vielen kleinen Orten viele kleine Schritte tun, können das Angesicht der Erde verändern“, dieses afrikanische Sprichwort stand als Leitwort über dem intensiv gemeinsam vorbereiteten Gottesdienst und der gemeinsamen Zeit.



Essen ↑

Klemens Büchler wurde 80

FRÜHER GAB ES IN *CHRISTEN HEUTE* EINE KINDERSEITE. Die jungen Erwachsenen von heute, welche die Kirchenzeitung schon damals gelesen haben, können sich möglicherweise daran erinnern. Betreut und gestaltet wurde diese Kinderseite zwischen 1979 und 1999 von Pfarrer **Klemens Büchler**, der Anfang Februar 2015 seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert hat.

Büchler wurde 1962 im römisch-katholischen Bistum Essen zum Priester geweiht. Während seiner Kaplanszeit in Oberhausen lernte er seine spätere Frau Christa kennen und lieben. Im Februar 1969 trat er zur Alt-Katholischen Kirche über, heiratete und übernahm am 1. März als Vikar die Pfarrgemeinde Dortmund, wo er nach Abschluss seines Pfarrexamens auch zum Pfarrer gewählt wurde. 1976 bewarb er sich auf die vakante Pfarrstelle in Essen, an der er dann bis zum Eintritt in den Ruhestand 1999 wirkte. Pfarrer **Ingo Reimer**, der Nachfolger von Büchler in Essen, betont seine weiterhin bestehende stete Dienstbereitschaft und sein großes Engagement für die Ökumene. ■

Kaufbeuren-Neugablonz

30 Jahre Abendmahlsvereinbarung

MIT EINEM GUT BESUCHTEN GEMEINSAMEN Gottesdienst feierten die Christen der evangelischen Dreifaltigkeitsgemeinde und der alt-katholischen Christi-Himmelfahrts-Kirche gemeinsam das Jubiläum. Es war beeindruckend, wie gut sich der evangelische Pfarrer **Thomas Kretschmar**, der auch die Predigt hielt, und der alt-katholische Geistliche **Carsten Kukulla** ergänzten. ■

Österreich

Synode zur Bischofswahl

BEI IHRER SYNODE IM OKTOBER 2015 WIRD DIE österreichische Alt-Katholische Kirche einen neuen Bischof als Nachfolger für **John Okoro** wählen. Die Kirchenleitung hat folgende Kandidaten für das Bischofsamt bekanntgegeben: Pfr. Mag. **Martin Eisenbraun**, Pfr. **Robert Freihs**, Pfr. Mag. **Franz Handler**, Vikar Dr. **Albert Haunschmidt** und Pfr. Dr. **Heinz Lederleitner**. ■

Laienforum ↓

Spezialangebot für Jugendliche

VOM 12.-16. AUGUST 2015 FINDET OBERHALB DES Vierwaldstätter Sees das Internationale alt-katholische Laienforum statt (s. CH 12/2014; Näheres unter www.laienforum.info).

Für Jugendliche wurde jetzt ein spezielles Angebot zu einem reduzierten Preis – zusammen mit der „Plattform Jugend“ der Christkatholischen Jugend der Schweiz – entwickelt. In ihm haben die Jugendlichen Raum für ihre Bedürfnisse und es wird immer wieder Kontakte mit den „erwachsenen“ Teilnehmern geben. Und das alles zu einem gesponserten Preis von nur 50 € für vier Übernachtungen im Lager, Verpflegung und das Jugendprogramm. Bitte die Ausschreibung auf der Webseite beachten! ■



Frankfurt am Main

Exerzitien der Geistlichen im Ehrenamt

„HALT AN, WO LÄUFST DU HIN, DER HIMMEL ist in Dir. Suchst Du ihn anderswo, Du fehlst ihn für und für.“ Dieser Text von Angelus Silesius war der Einstieg zu den Exerzitien für die Geistlichen im Ehrenamt im Januar. Unter Begleitung des alt-katholischen Priesters **Thomas Weber** machten sich sechs Geistliche im Ehrenamt gemeinsam auf den Weg zum kontemplativen Gebet und zu Meditationsübungen. Die anfänglichen Bedenken, ob es denn überhaupt möglich sein würde, in einem gewöhnlichen Tagungszentrum den nötigen Abstand und Ruhe zu finden, erwiesen sich schnell als unbegründet. Eine „Stille Zeit in der Natur“ bot zudem die Gelegenheit, inmitten des großstädtischen Alltags die unmittelbare Umgebung des Tagungsortes einmal mit anderen Augen zu sehen. Mit einem Bibliodrama zur Hochzeit von Kana (Joh 2,1-11) im Rahmen der sonntäglichen Eucharistiefeier fanden die stillen Tage ihren Abschluss. Für alle Teilnehmenden war dieses Wochenende eine Bereicherung und gab neue Kraft für die seelsorgerische Arbeit. ■

kurz & bündig



Reinhard Potts ist Pfarrer in Bottrop und Münster und Missionsbeauftragter des Bistums

Unterstützung für zwei Projekte: Philippinen und Tansania

AM 1. SONNTAG DER ÖSTERLICHEN BUSSZEIT – und je nach finanzieller Möglichkeit der Gemeinde auch an weiteren Sonntagen der Fastenzeit – ist die Kollekte für Missions- und Entwicklungshilfeprojekte bestimmt. In diesem Jahr unterstützt unser alt-katholisches Bistum Projekte unserer Schwesterkirche auf den Philippinen und in Tansania. In unserer Februar-Ausgabe wurden die Projekte näher beschrieben. Hier noch einmal kurz, worum es geht:

1. Unabhängige Philippinische Kirche: Gerechtigkeit für Arbeiter

Die diesjährige Fastenaktion unseres Bistums möchte – wie im letzten Jahr – unsere Schwesterkirche in ihrem Engagement für die Rechte der Arbeiter und Arbeiterinnen unterstützen. Die IFI bat uns erneut darum. Helfen Sie mit Ihrer Spende, dass unsere Schwesterkirche sich für das Recht der Arbeiter und gerechte Arbeitsbedingungen einsetzen kann.

2. Sayuni/Tansani: Ausbau des Gesundheitspostens zu einem Gesundheitszentrum

Die anglikanische Schwesterngemeinschaft von Sayuni („Community of St. Mary of Nazareth and Calvery“, in Suaheli abgekürzt „CMM“), betreibt in der Nähe ihres Klosters in Sayuni – dort leben 21 Ordensschwwestern – einen Gesundheitsposten.

Der Ausbau zum Gesundheitszentrum schreitet voran. Die Schwestern hoffen, dass sich das neue und dann staatlich anerkannte Gesundheitszentrum mittelfristig selbst trägt. Bis dahin ist weitere Unterstützung vonnöten.

50 Jahre volle Kirchengemeinschaft zwischen IFI und UU: Wiederaufbau einer Kirche – Aktuelles Spendenbarometer

Mit unserer Sternsingeraktion 2015 wurde in den Gemeinden, die dem Vorschlag gefolgt sind, der Startschuss gegeben: Wiederaufbau einer vom November-Taifun 2013 zerstörten Kirche auf den Philippinen. Wir wollen der IFI zum 50. Jubiläum („Geburtstag“) der vollen Kirchengemeinschaft mit der Utrechter Union 2015 eine Kirche schenken, die die IFI wieder aufbauen kann. 15.000 € – für philippinische Verhältnisse viel Geld, mit dem ein Wiederaufbau schon gut möglich ist – sind das Ziel. Bis Ende Januar 2015 sind bereits 6.386,17 € (!) zusammengekommen. Allen Gemeinden mit ihren Sternsingerinnen und Sternsängern und auch einzelnen Spenderinnen und Spendern, die zu diesem Ergebnis beigetragen haben, ein ganz herzliches Dankeschön!

Auch weiterhin bitten wir die Gemeinden und einzelne Personen, sich an diesem „Geburtstagsgeschenk“ mit einer Spende zu beteiligen. Ende September/Anfang Oktober soll anlässlich einer ökumenischen Konferenz in Manila ein entsprechender Scheck überreicht werden.

Spendenkonto des Bischöflichen Ordinariats

➔	Konto-Nr.	7 500 838	
	Institut	Sparkasse Köln Bonn	
	BLZ	370 501 98	
	IBAN	DE38 3705 0198 0007 5008 38	
	BIC	COLSDE33XXX	
	Stichworte	Arbeiterhilfsprogramm IFI	oder
		Sayuni – Tansania	oder
		Wiederaufbau Kirche Philippinen	■

Ein Tag für mehr Menschlichkeit in der Gemeinde Sachsen

VON TANJA SCHMIDT, GEMEINDE SACHSEN

UNSER DIESJÄHRIGER DIAKONIE-GEMEINDETAG stand unter dem Thema „Ein Tag für mehr Menschlichkeit.“ An diesem Tag haben wir uns bei strahlendem Winterwetter auf den Weg nach Herrnhut gemacht. Auf den Weg in das einzige stationäre Hospiz in christlicher Trägerschaft in ganz Sachsen. Ich müsste lügen, wenn ich sagen würde, dass ich mich mit Freude auf den Weg gemacht habe. Mit auf dem Weg waren Herzklopfen, Unwohlsein, denn was erwartet mich dort...?

Was mich dort erwartete, war ein freundlich gestalteter Eingangsbereich, ein freundlicher Empfang von Herrn Rixrath, dem Leiter des Hospizes, und zwei Frauen, wovon sich die eine ehrenamtlich, neben ihrem normalen Beruf, und die andere hauptamtlich in der Hospizarbeit engagiert. Ein interessantes Gespräch mit vielen Fragen und Antworten zum Thema Sterben und Tod nahm seinen Lauf. Das Unwohlsein von meiner Seite schwand immer mehr. Herr Rixrath fesselte mich geradezu mit seinen Erzählungen, zum Beispiel wie ein Tagesablauf im Hospiz aussehen kann.

Ein Satz von ihm ist mir sehr in Erinnerung geblieben: „Die Hauptperson ist der Bewohner mit seinen Wünschen.“

Visitation in Kassel

VON BERND SEVENICH

AM VERGANGENEN SAMSTAG STELLTE SICH HOHER Besuch im Johannes-Gemeindezentrum der alt-katholischen Kirchengemeinde Kassel ein: Bischof Dr. Matthias Ring und der Vorsitzende des Landesynodalrates Peter Riedel. Die alt-katholische Gemeinde in Kassel hat rund 120 Mitglieder aus ganz Nordhessen und Westthüringen; rund 20 von ihnen kamen, um die Zukunft der Pfarrei zu erörtern.

Beim Bischofsbesuch wurden auch die in Kassel neu hinzugewählten Kirchenvorstände Nikolas Bourodimos, Angela Kant und Bernd Sevenich sowie das langjährige Mitglied Josef Kloppenburg vorgestellt. Die bisherigen Vorstände Frau Anne Volbers und Frau Christa Bilo wollen weiterhin tatkräftige Hilfe leisten.

Bischof Matthias Ring teilte der Kasseler Gemeinde mit, dass die Neubesetzung der Pfarrstelle nach dem Ausscheiden von Pastor Matthias Thiele zunächst nicht mehr möglich sei. Die Stelle ist seit Ende letzten Jahres vakant. Da es nur eine Halbtagsstelle sei, seien bisher keine passenden Bewerber in Sicht. Umso dankbarer ist man, dass

Der Bewohner bestimmt den Tagesrhythmus. Wenn der Bewohner morgens ein Vollbad mit einem Glas Sekt haben möchte, dann bekommt er es. Wenn er hier seinen Geburtstag mit einem rauschenden Fest feiern möchte, dann wird es ihm ermöglicht.“

Vor dem Mittagessen durften wir das Haus der Geborgenheit noch ein wenig näher kennenlernen. Allerdings war uns der Zugang zu den Zimmern der Bewohner und Bewohnerinnen nicht möglich, da alle 12 Einzelzimmer belegt waren. Wie schon beschrieben, ein freundlich gestalteter Eingangsbereich, in dem Herr Rixrath alle neuen Bewohner und Bewohnerinnen beim Einzug persönlich begrüßt. Warme, freundliche Farben auf den Fluren. Alles liebevoll dekoriert. Ein Raum der Stille ist eigens für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eingerichtet, damit auch sie sich für ein paar Augenblicke zurückziehen können, um neue Kraft und Energie zu tanken.

Dieser Tag im „Haus Siloah“ hat mich sehr beeindruckt. Wenn ich jetzt an ein Hospiz denke, denke ich nicht mehr an Unwohlsein, sondern mit Freude im Herzen daran, dass es gut ist, solch ein Haus der Geborgenheit, der Liebe und Zuwendung zu haben.

Zum Abschluss des Tages feierten wir als Gemeinde mit Mitarbeitenden in der Hospizhilfe die sonntägliche Eucharistie. In diesem Gottesdienst bekam die Hospizarbeit in Ostsachsen, in Herrnhut, von uns eine Spende von 1.500 € für die Hospizarbeit überreicht. Sie setzte sich zusammen aus den Kollekten unserer Gemeinde in der Adventszeit und einem Zuschuss der Bistums-Diakonie in Höhe von 500 €. ■



Pfarrer i.R. Dr. Hans-Jürgen van der Minde zusammen mit dem Priester Andreas Jansen und Diakon Hans Joachim Kuhn bereit sind, bis zur Neubesetzung die geistliche Leitung der Gemeinde zu übernehmen. Zudem wird der Kirchenvorstand das Gemeindeleben sehr aktiv gestalten.

Zusammen mit den neu hinzugewählten Kirchenvorständen kann so nicht nur der Gottesdienst am Sonntag





aufrechterhalten, sondern eine Vielzahl von weiteren Projekten angestoßen werden.

Nach der erfolgreichen Renovierung des Kirchenraumes soll das Gemeindezentrum in der Friedrich-Ebert-Str. 111 auch nach außen hin deutlicher als sakraler Kirchenbau erkennbar gemacht werden. Bisher ist der Zugang zum Kirchenraum nicht von einem normalen Hauseingang zu unterscheiden. Auch das spirituelle Profil der Gemeinde soll mit ökumenischen Taizéandachten, Vorträgen und Informationsveranstaltungen geschärft werden. Einen Infostand mit Kinderanimation, Zuckerwatte und anderen Attraktionen auf dem Hessestag 2015 in Hofgeismar (ab 29. Mai) versucht die kleine Gemeinde in ökumenischer Zusammenarbeit mit der evangelischen Kirche zu betreiben. Damit soll eine breitere Öffentlichkeit erreicht werden. Hierzu soll auch die Internetpräsenz verbessert werden (auch auf Facebook).

So hat die Vakanz der Pfarrstelle auch einen Vorteil. Hervorgehoben wird so ein Kernbereich alt-katholischer Tradition, nämlich die Idee einer synodal (demokratisch) aufgebauten Gemeinde, in der jedes einzelne Mitglied aufgefordert ist, gemeinschaftlich als Volk Gottes Verantwortung zu übernehmen. ■

Karlsruhe

Dank für das Bistumsopfer 2014

Liebe Schwestern und Brüder,

GANZ KURZFRISTIG HATTEN WIR KARLSRUHER uns entschlossen, um das Bistumsopfer zu bitten. In unserer Gemeinde muss gebaut werden, und das kostet Geld. Durch einen Anbau soll ein neuer Gemeindesaal entstehen und im Erdgeschoss sollen die Räume neu angeordnet werden. Später soll das Gemeindehaus aufgestockt werden und eine Pfarrwohnung entstehen. Da unser Pfarrer Lampe in den wohlverdienten Ruhestand gehen wird, soll die Pfarrwohnung erst im zweiten Bauabschnitt entstehen. Die Nachfolgerin oder der Nachfolger sollte bei der Planung der Wohnung einbezogen werden. Die Stadt Karlsruhe hatte einen Gestaltungswettbewerb ausgeschrieben. Leider mussten wir uns vom Gewinner trennen. Uns wurde klar, dass wir finanziell nicht in der Lage sein werden, seine aufwendigen Pläne zu realisieren. Inzwischen ist der Bauantrag bei der Stadt eingereicht und wir hoffen auf Genehmigung.

Wir freuen uns sehr über die großzügigen Gaben, die bei uns angekommen sind, insgesamt 4.828,61 €. Allen Spenderinnen und Spendern danken wir von Herzen. Durch ihr Opfer konnten wir schon im Vorfeld fällige Gebühren und Kostenbescheide bezahlen. Dank Ihrer Unterstützung gehen wir nun mutig die nächsten Schritte.

Doris Kary

Kirchenvorstand und Rechnerin der Gemeinde Karlsruhe

Tage der Einkehr

Grundzüge und Eigenheiten der alt-katholischen Spiritualität

AUFGRUND DES ALT-KATHOLIKEN-KONGRESSES in Utrecht fiel die „Werkwoche alt-katholische Spiritualität“ 2014 aus. Dieses Jahr besteht nun zum dritten Mal das Angebot, sich im Rahmen der „Tage der Einkehr“ mit der alt-katholischen Spiritualität auseinanderzusetzen.

➔ **Thema 2015: „Alt-katholisch-Sein als Lebenskunst“** mit den drei Kernthemen:

Aufgeschlossenheit, Verbundenheit und Teilnahme. Begleitet werden diese Tage von Erzbischof Dr. Joris Vercammen (Utrecht), PD Dr. Michael Bangert (Basel) und Kurat Peter Klein (Blumberg).

Erzbischof Joris wird durch Impulsreferate in das jeweilige Thema einführen, das von Michael Bangert durch Bibelarbeit und von Peter Klein durch Meditation vertieft werden wird.

Wie bei den vorausgegangenen Treffen werden das prägende Kennzeichen die Begegnungen auf Augenhöhe und der gegenseitige Respekt sein, sowie die Erfahrung, das theoretisch vermittelte Wissen auch praktisch zu leben.

Der Tagesablauf orientiert sich an den Gebetszeiten der Mönche; für Spaziergänge, zu denen die Lage des Klosters einlädt, zu Gesprächen und Austausch gibt es ausreichend Zeit.

Engeladen sind: Geistliche und interessierte Laien aus der Schweiz, den Niederlanden, Deutschland, Österreich, Polen und Tschechien. Inklusive der Leitung können 22 Personen teilnehmen.

Programminfos im Überblick

- ➔ **Sprache:** Deutsch
- ➔ **Zeit:** Freitag, 3. Juli, 12.15 Uhr, bis Montag 6. Juli 2015, ca. 13 Uhr
- ➔ **Ort:** Benediktiner-Abtei Sankt-Willibrord in Doetinchem/NL
- ➔ **Unkosten:** 190,00 € (vor Ort in bar zu bezahlen) plus Reisekosten
- ➔ **Weitere Auskünfte:** werkwoche-ak@web.de
- ➔ **Anmeldungen** bis 13. Juni 2015 an: buro@okkn.nl oder an: Bisschoppelijk Bureau Kon. Wilhelminalaan 3 NL-3818 HN Amersfort ■

Veranstaltungen des Alt-Katholischen Seminars in Bonn

VON ANJA GOLLER

IM FOLGENDEN SOMMERSEMESTER (VORLESUNGSBE-
ginn 8.4.2015) bietet das Alt-Katholische Seminar
Bonn im Rahmen des Masterstudiengangs Alt-Katholi-
sche und Ökumenische Theologie unter anderem folgende
Veranstaltungen an:

→ Blockseminar zur Vertiefung in der Systematischen
Theologie: Schwerpunkte und offene Fragen alt-ka-
tholischer Lehrentwicklung. **Ehe und Partnerschaft;
Versuch einer alt-katholischen Annäherung.**
9./10.04.2015, Donnerstag 14.00-18.00 Uhr, Freitag
9.00-13.00 Uhr und 12./13.06.2015, Freitag 9.00-18.00
Uhr, Samstag 9.00-13.00 Uhr im Döllingerhaus,
Baumschulallee 9-13.

→ Blockseminar zur Vertiefung der Kirchengeschichte:
**Die synodal-konziliare Tradition. Vorgeschichte des
Alt-Katholizismus.** 5./6.6.2015, Donnerstag 9.00-
18.00 Uhr, Freitag 9.00-13.00 Uhr und 19./20.6.2015,
Donnerstag 9.00-18.00 Uhr, Freitag 9.00-13.00 Uhr
im Döllingerhaus, Baumschulallee 9-13.

→ Seminar zur Vertiefung der Kirchengeschichte. **Die
neuere alt-katholische Kirchengeschichte: Die
Alt-Katholische Kirche im Nationalsozialismus und
in der DDR.** Die Termine sind am 9.4.2015, 16.4.2015,
21.5.2015, 25.6.2015 jeweils von 9.00-13.00 Uhr.
Das Seminar findet statt im Döllingerhaus,
Baumschulallee 9-13.

Für alle Veranstaltungen ist eine Anmeldung bis 30.3.2015
erforderlich. Weitere Veranstaltungen sind zu finden unter
www.ak-seminar.de. Zusätzliche Informationen bekommen
Sie bei Anja Goller, anja.goller@uni-bonn.de. ■

Leserbrief zu den Beiträgen über Ignaz von Döllinger in CH 1/2015

HERZLICH DANKE ICH CH FÜR DIE
Beiträge zum 125. Todestag Ignaz von
Döllingers. Die Teilnahme vieler an
den Gedenkfeierlichkeiten in Mün-
chen haben gezeigt, dass das Interesse
an diesem Gelehrten des 19. Jahrhun-
derts und Wegbereiter der alt-ka-
tholischen Bewegung immer noch
ungebrochen ist. Auch im Rundfunk
und in der römisch-katholischen Zeit-
schrift Christ in der Gegenwart wurde
an Döllinger erinnert. Freilich immer
mit der Bemerkung, Döllinger sei
der alt-katholischen Kirche niemals
beigetreten. Da dies auch in CH an-
klang, möchte ich darauf hinweisen,
dass bis 1890 niemand in Bayern der
alt-katholischen Kirche formal beitre-
ten konnte. Die exkommunizierten
„Altkatholiken“, die sich nach 1870 in
Vereinen zusammengeschlossen hat-
ten, galten staatlicherseits weiterhin
als Katholiken und haben sich selbst
auch so verstanden.

Als Beleg für die Distanzierung
Döllingers von der alt-katholischen
Bewegung wird sein Schreiben an den
Nuntius Ruffo Scilla 1887 angeführt,
in dem er davon spricht, dass er
isoliert sei. Der Nuntius hatte ihn zur

Unterwerfung aufgefordert und um
die Rückkehr in den Schoß der römi-
schen Kirche geworben. Im Hinblick
auf die römisch-katholische Kirche,
insbesondere den Klerus in München,
die theologische Fakultät und das
Stiftskapitel von St. Kajetan, dessen
Propst Döllinger trotz Exkommuni-
kation bis zu seinem Tode war, ist
der Hinweis auf die Isolation absolut
richtig. Der Münchner Erzbischof
hatte allen den Umgang mit Döllinger
untersagt. Im Hinblick auf das öffent-
liche Leben und seine wissenschaft-
liche Anerkennung kann davon aber
keine Rede sein. Bis zu seinem Tod
war Döllinger Präsident der Bayeri-
schen Akademie der Wissenschaften,
Leiter aller staatlichen Sammlungen,
ein viel beachteter Redner und im
öffentlichen Leben Münchens stets
präsent. Döllingers Hinweis auf seine
Isolation trifft im Grunde genommen
auf alle exkommunizierten Katholiken
in Bayern zu. Diese hatte er wohl auch
im Blick, als er ebenfalls 1887 in einem
Brief an den Münchner Erzbischof
von Steichele, der Döllinger auch zum
Widerruf bewegen wollte, schrieb:
„...Ich bitte sie zu bedenken, dass es
sich dabei nicht nur um mich, son-
dern, und viel mehr noch, um

Tausende Personen handelt, für wel-
che die Aufdeckung meiner Irrthümer
und die Klarlegung verdunkelter
kirchlicher Lehren...Folgen haben
würden...“. Die hier von Döllinger
zum wiederholten Male vorgeschlagene
öffentliche Disputation mit seinen
Gegnern kam nie zustande.

Letztlich ist es ein Anachronis-
mus, aus heutiger Perspektive zu fra-
gen, ob Döllinger römisch-katholisch
geblieben oder alt-katholisch gewor-
den ist. Er selbst hätte auf eine solche
Frage wahrscheinlich geantwortet:
„Ich bin katholisch!“ – so jedenfalls
mutmaßte Bischof Matthias Ring
beim Festakt in München.

*Pfarrer Siegfried J. Thuringer
München*

Leserbrief zur Ansichtssache „Es geht um Sicherheit“ in Christen heute 2/2015

VIELEN DANK, HERR PFARRER RU-
isch, für Ihre kluge Ansichtssache zum
Umgang mit Pegida! Ich frage mich
allerdings, wo das Bistum und der
Bischof in dieser Frage stehen und ob
ich auf einen Impuls hoffen darf, der
auch in unserer Kirche eine Ausein-
dersetzung auslöst. Der neue Erzbi-
schof von Hamburg, Stefan Heße, hat



Leserbriefe



es auf den Punkt gebracht: „Wir leben als Kirche nicht mit dem Rücken zur Gesellschaft, sondern mitten in ihr und damit auch mit deren Fragen, Problemen und Herausforderungen“. Er hat sich zur Pegida klar geäußert. Die Sprache des Schweigens von Bischof und Bistum, die ich als Kontinuität seit meiner Konvertierung zur Alt-Katholischen Kirche empfinde, verstehe ich nicht.

Die Anhänger von Pegida sprechen nicht in meinem Namen und mir sind diese Menschen fremd. Geht man mit wohlwollender Deutung davon aus, dass Angst Ursache ihrer Haltung ist, dann ist Dialog sicher ein notwendiger Anfang, um die verborgenen Auslöser von Angst an die Oberfläche zu holen, um daran zu arbeiten. Letztlich kann Angst aber nicht alleine durch Dialoge aufgelöst werden, sondern sie braucht das Wollen der Pegida-Anhänger, sich dem ganz praktisch zu stellen, wovor sie Angst haben. Es reicht nicht aus, die kleine Spinne – die Angst macht – aus 30 Metern Distanz hinter Glas zu betrachten. Man muss sich überwinden, ihr nahe zu kommen und sie in die Hand zu nehmen, um die Erfahrung zu machen, dass von ihr keine Bedrohung ausgeht. Dann kommt man zu der Erkenntnis, dass die Angst andere Ursachen hat als Menschen mit einem anderen Pass oder einer anderen Religion.

Ich fürchte mich nicht vor dem Islam, weil ich Nachbarn, Kollegen, Geschäftspartner und Freunde habe, die muslimischen Glaubens sind, und das sind sehr angenehme Menschen. Es ist unerträglich für mich anzuschauen, wenn muslimische Kinder, Frauen und Männer mit Angst auf die Straße gehen und wenn sich gerade Jugendliche muslimischer Prägung, die noch in der Selbstfindungsphase sind oder als Flüchtlinge hier in das wohlhabende Deutschland kommen, als nicht willkommen fühlen müssen. In jedem Fall finde ich das Schweigen des Alt-Katholischen Bistums unangemessen, wenn Pegida-Anhänger mit einem großen Kreuz mit schwarz-rot-gelbem Anstrich durch Dresden laufen. Mein Verständnis für Angststörungen hat Grenzen, mindestens dort, wo die Botschaft des Kreuzes derart verdreht und verfälscht wird,

denn das ist diabolisch und macht auch mir große Sorgen.

*Eckhard Thomes
Hamburg*

→ *Anmerkung der Redaktion:*
Wir haben Bischof Matthias Ring gebeten, die im Leserbrief gestellte Frage zu beantworten, warum er zu den Pegida-Demonstrationen nicht öffentlich Stellung genommen hat. Seine Antwort wird in der nächsten Ausgabe von *Christen heute* erscheinen.

Eine Zuschrift setzt sich mit der Betreuung von Kindern außerhalb der Familie auseinander:

VOR 1989 WAR MAN SICH IM WESTEN Deutschlands ziemlich einig darüber, wie bedauernswert Kinder sind, die im Osten Deutschlands staatsgewünscht familienfern aufwachsen müssen. Heute – weniger als eine Generation später – haben wir im ganzen Land diese „DDR-Verhältnisse“, bei denen ein Teil der Kinder (von der Schlafzeit abgesehen) länger außer Haus als zu Hause betreut werden.

Verbände und Vereine, insbesondere Frauenverbände und ihre Funktionärinnen, Politikerinnen und Politiker, Ministerinnen und Minister, Mitarbeitende von Ämtern, Kindertagesstätten und Kindergärten, Vertreterinnen und Vertreter der Medien und vieler weiterer Institutionen machen sich heute unisono für diese professionelle Fremdbetreuung stark und streichen den Effekt des Bildungsvorsprungs heraus, der sich hauptsächlich bei „bildungsfernen Schichten“ segensreich auswirken soll.

Ja, es gibt diesen Bildungsvorsprung! Wer gelernt oder studiert hat, Kinder so zu bespielen und zu bespaßen, dass sie dabei auch noch was lernen, erzielt damit durchaus etwas. Dass der Großteil dieser professionellen Erziehenden in diesen Einrichtungen nicht nur sein Geschäft versteht, sondern es auch mit Hingabe betreibt, sei positiv unterstellt. Und doch bleibt etwas auf der Strecke: Empathie für Kinder und die entsprechende Berufseinstellung kann man nicht studieren, sondern nur haben. Aber man kann sie nicht gleichsetzen mit Elternliebe, die sich kaum besser ausdrücken kann als im Geschenk der Zuwen-

dungszeit, der gemeinsam verbrachten Zeit. Gerade im Kleinkindalter schafft das Herzensverbindung, oder wie man heute sagt, Bindung. Diese hat einen ungleich höheren Stellenwert als die so heiß gepriesene Bildung. Herz und Verstand können nicht gegeneinander ausgespielt werden, sie können sich nicht gegenseitig ersetzen, sondern nur zusammenwirken.

Als (pensionierter) Berufsschullehrer und aktiver Telefonberater am Kindersorgentelefon war und bin ich ganz nah an den „Betroffenen“ und höre regelmäßig, wo und wie es in den Familien und Beziehungen hakt (die Schweigepflicht verbietet allerdings, hier auf Details einzugehen).

Gleiche berufliche Chancen für Frauen und Männer – das ist die eine Seite und zweifelsohne ein wichtiges und anzustrebendes Ziel. Wenn dieses Ziel allerdings nur über Ganztagesbetreuung zu erreichen ist, dann ist der Preis hoch, sehr hoch.

Es stimmt hoffnungsvoll, wenn inzwischen aber auch kritische Stimmen kompetenter Personen hörbar und laut werden. [...]

Mein persönlicher, herzlicher Glückwunsch geht an alle Kinder und Eltern, die sich den „Luxus“ überwiegend familiärer Bindung leisten können und wollen. Mein tief empfundenes Mitgefühl gilt allen Kindern und Eltern, die sich diesen Luxus aufgrund ihrer familiären und/oder finanziellen Situation nicht leisten können. Ebenso gilt mein Mitgefühl allen Kindern, deren Eltern sich diesen Luxus zugunsten anderer Bedürfnisse und Prioritäten nicht leisten wollen.

*Carl Holtz
Regelmäßiger Gast der
Gemeinde Regensburg*

Zum Artikel „Wenn uns ein Licht aufgeht“ in CH 2/2015 erhielten wir diesen Leserbrief:

WELCHES GOTTESBILD HAT EIN Christ, der seine Bitten an Heilige richtet, insbesondere verbunden mit dem Anzünden einer Kerze? Ist Gott etwa ein unnahbarer Herrscher, dem man nur mittels Günstlingen Bitten vortragen kann? Und muss man sie auch noch mit Kerzenspenden bestechen, damit sie wenigstens, solange die Kerze brennt, diese Bitten vortragen? Hat nicht Jesus uns ein



ganz anderes Gottesbild gelehrt von einem allzeit liebend zugewandten Vater, den wir direkt bitten können und der unsere Bitten erhört, noch ehe wir sie ausgesprochen haben? Und hat dieser Vater in seiner Liebe nicht seinen Sohn in die Welt gesandt, sodass wir einen Bruder haben, der aus eigenem Erleben weiß, was Menschsein bedeutet, und an den wir uns wenden können? In meinen Augen ist solches Tun magisches Handeln und Götzendienst. Da hilft auch nicht, dass ein Theologe so etwas schön redet. Es wird Zeit, dass wir endlich solche Dinge beim Namen nennen und bekämpfen. Apostel Paulus hätte da schon längst dreingeschlagen.

*Dorothea Riedler
Kempten*

Eine Antwort auf den Leserbrief von Fritz Klinger in CH 2/2015:

DER LESERBRIEF VON FRITZ KLINGER darf nicht unwidersprochen bleiben. „Vieles war in der DDR besser“, das stimmt. Der Zusammenhalt der Familien und die gegenseitige Hilfe der Menschen waren damals besser als heute. Aber gab es wirklich keine Arbeitslosigkeit? Bei meinen Besuchen in der DDR seit 1969 habe ich anderes festgestellt. Beispiele: Die Tochter meines Veters arbeitete bei Zeiss in Jena. Die ersten zwei Wochen eines Monats wurde gearbeitet, danach fehlte das Material. Die Folge war, dass im Rest des Monats das Däumchen

gedreht wurde. In anderen Betrieben sah es ähnlich aus, z.B. in den Straßenmeistereien. Die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) waren zum Teil überbesetzt. In manchen dieser Betriebe wurden nur vier bis fünf Stunden am Tag gearbeitet. Keine Arbeitslosigkeit? Und wie marode war das Straßennetz! Sehr viele Häuser in den Städten waren ungepflegt. Es fehlte das Baumaterial. In Leipzig gab es immer wieder Tote, weil Teile von Dächern oder Simsen auf die Bürgersteige fielen.

Und die Obdachlosen? Sie wurden von der Volkspolizei in die letzten Winkel verjagt, damit sie im Straßenschild nicht auffielen. Hartz IV und Niedriglohn gab es nicht, alle hatten ja Arbeit, wenn auch wenig, aber voll bezahlt. Das bedeutete, dass die Wirtschaft am Boden lag. Die DDR wäre noch eher bankrott gewesen, hätte es die westdeutschen Devisen, den Zwangsumtausch, die Visa-Gebühren und die Kredite des Westens nicht gegeben. Und keine Naziaufmärsche? Die waren verboten. Aber der Nationalsozialismus wurde in der DDR nie aufgearbeitet!

Die DDR führte keinen Krieg? Was haben denn die Soldaten der Nationalen Volksarmee nach dem Prager Frühling in der CSSR gemacht? Urlaub? Und das Gesundheitswesen? Alte Verwandte von mir sind in der Klinik gestorben, weil ihnen keine ausreichende medizinische Hilfe ge-

währt wurde. Der Staat sparte durch das sozial verträgliche Ableben die Rentenzahlung.

Die Bildung war größtenteils gut. Sie war aber in fast jedem Fach marxistisch-leninistisch gefärbt. Und die Kultur? Kritisches Theater oder kritische Filme, wo gab es die? Was geschah mit systemkritischen Autoren, Liedermachern u.s.w.?

Ein Glück, dass die bürgerlichen und politischen Menschenrechte im vereinigten Deutschland vom Schreiber des Leserbriefs als „besser verwirklicht“ eingeschätzt werden. Jedenfalls sind meine Verwandten und Freunde in Thüringen und Sachsen froh, dass sie nicht mehr unter der Zwangsherrschaft der SED zu leiden haben. Und ich persönlich teile diese Freude, nicht zuletzt deshalb, weil drei Informelle Mitarbeiter der Staatssicherheit (IM/Spitzel), die auf unsere alt-katholische Kirche in der DDR angesetzt waren, nach dem Ende der DDR nie wieder in den Gemeinden aufgetaucht sind.

Das Anliegen des Leserbriefschreibers kann ich gut verstehen: Er hat sich gewünscht, dass sich eine wirklich demokratische, soziale und menschenfreundliche DDR entwickeln könne. Dieses Idealbild eines solchen Staates ist bisher noch nirgendwo verwirklicht worden.

*Hans-Werner Schlenzig
Andernach*

Übungen der Stille

Eine Auszeit im Kloster

HINEINGEHEN IN DIE STILLE. EINEN BLICK VON oben auf das eigene Leben werfen, sich neu orientieren, tiefer fragen. Ziele suchen, Sehnsüchte wagen, präsent werden, innere Freiheit und Gelassenheit finden, vielleicht auch neuen Mut, Vertrauen, Hoffnung, Verwandlung...

Eine Auszeit vom Alltag und doch mitten im (eigenen) Leben. Mit klassischen Formen und Ritualen, die sich über Jahrhunderte in sogenannten Exerzitien (= geistlichen Übungen) bewährt haben. Die zum Anhalten einladen und Halt geben, die Menschen berühren und da sein lassen, ganz gleich, was sie glauben und nicht glauben.

Durchgängiges Schweigen, Meditation, Angebot einer persönlichen Begleitung in täglichen Einzelgesprächen, mehrstimmiges Singen, Körperarbeit, Auseinandersetzung

mit biblischen Texten. Möglichkeit zur Teilnahme an den gesungenen Gebetszeiten der Mönche in der Klosterkirche. Vorerfahrungen mit christlicher Spiritualität sind weder erforderlich noch hinderlich.

- **Leitung:**
Alexandra Pook, Priesterin aus Köln, und Michael Schenk, Priester und Heilpraktiker für Psychotherapie aus Siegburg/Bonn
- **Termine:**
23. Februar – 1. März 2015 und 9.-15. November 2015 jeweils Mo 18.00 – So 13.00 Uhr
- **Kursgebühr:**
310,00 € zzgl. EZ u. Mahlzeiten: 300,00 €
- **Veranstalter/Anmeldung an:**
Benediktinerabtei Münsterschwarzach,
Schweinfurter Str. 40
D-97359 Münsterschwarzach
Tel. 0 93 24/2 02 03



Philipp Thull (Hg), Darmstadt 2014, 175 S.

Christen im Dritten Reich

VON DR. EWALD KESSLER, LEIMEN

DAS BUCH VEREINIGT 15 AUFSÄTZE VERSCHIEDENER Autoren und soll „ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu wollen, in ökumenischer Ausrichtung einige, für die Rolle der Christen im Dritten Reich wesentliche Aspekte“ klären (S. 8, Vorwort).

Mit fünf Artikeln wird im Mittelteil besonderes Gewicht auf kleine Konfessionen gelegt, deren Angehörige vor 1933 oft politisch und persönlich behindert wurden. Ihnen wurde „vom NS-Staat zunächst sogar mehr Förderung und religiöser Freiraum gewährt, als unter den bisherigen ‚Obrigkeiten‘“ (S. 101). So entwickelte sich ein „ekklesialer Egoismus“, den Bischof Matthias Ring in seinem Artikel über den Alt-Katholizismus thematisiert, der aber auch in den Beiträgen über die „Neuapostolische Kirche“, die „Mennoniten“ und die „Pfingstbewegung“ sichtbar wird. Ein Aufsatz über 15 damals Freikirchen allgemein und Rings Beitrag runden diesen Teil ab. All diese Konfessionen hatten kein eigenes politisches Programm. Sie übernahmen die populären Ideen ihrer Umgebung, wie Imperialismus, Kaiser(Führer)treue und Deutschtümelei (deren Extreme Rassenwahn und Antisemitismus waren).

Der dritte Teil behandelt römisch-katholische Themen: die Stabilität des katholischen Milieus, ein Vergleich

zwischen Luxemburg und dem Saarland. Dann Österreich, wo der „Anschluss“ die Erfüllung eines nationalen Traumes war. Doch bald kam Widerstand auf, der sich am 7. Oktober 1938 beim Rosenkranzfest im Wiener Stephansdom in „einer öffentlichen Widerstandskundgebung der katholischen Jugend gegen Adolf Hitler und das NS-Regime“ entlud. Zwar distanzierten sich die kirchlichen Oberen, doch rächten sich „die NS-Potentaten“ „tags darauf mit der Verwüstung des erzbischöflichen Palais“ und schickten fünf Tage später die „fanatisierten Massen“ auf die Straßen. „Die Appeasementphase hatte ihr Ende gefunden“ (S. 147). (Einen Monat später folgte die „Reichskristallnacht“).

Am Schluss zwei römische Persönlichkeiten: Kurienkardinal Alois Hudal, dessen „Denklinien“ vom Optimismus der Gründerzeit, der sorglosen Überheblichkeit der Jahrhundertwende, der Kriegspropaganda und schließlich zum Nicht-wahr-haben-Wollen der Niederlage von 1918 reichten – erschreckende Parallelen zu Adolf Hitler. Dann Papst Pius XII., dem die bayerische Räterepublik ein Schreckenserlebnis war, das ihn zum unversöhnlichen Gegner des Kommunismus machte. Augenfällig die Parallele zur 1968er Zeit, die – wie Hans Küng schildert – Joseph Ratzinger vom liberal-unruhigen Tübingen zum ruhig-konservativen Regensburg fliehen ließ. Pius XII. krönte sein Pontifikat mit der Dogmatisierung der Himmelfahrt Mariens, eine Demonstration der Papstmacht von 1870, während Ratzinger als Papst Benedikt XVI. von seinem Amt zurücktrat.

Das Buch ist ein wertvoller und anregender Beitrag zur Bewältigung von Abwegen, die zu unserer Geschichte gehören.

„Sterbende Saurier“ – oder: Kann man Kirche in die Zukunft steuern?

DER BISCHOF DER CHRISTKATHOLISCHEN KIRCHE der Schweiz, Dr. Harald Rein, hat kürzlich den zweiten Band von „Ist Kirche machbar? – Einführung in die kybernetische Theologie“ vorgelegt. Hinter dem im kirchlichen Kontext fremd anmutenden Begriff einer theologischen Kybernetik verbirgt sich die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Frage, ob und wie man Kirche und kirchliches Leben steuern, „machen“ kann.

Kann man wissenschaftlich fundiert und reflektiert kirchliche Verkündigungsstrategien und Strukturen so planen und erneuern, dass sie wieder für Menschen in der

heutigen Zeit attraktiv werden? „Viele empfinden die heutigen traditionellen Volks- und Landeskirchen als sterbende Saurier“, so heißt auf dem Klappentext des schmalen, aber inhaltsreichen Buches von Bischof Rein.

Dem Autor geht es darum, den bestehenden Gegensatz zwischen dem Glauben als einem mystischen Geheimnis und modernem kirchlichem Marketing und Management aufzuheben in sich gegenseitig befruchtende Pole im Dienst einer modernen Glaubensverkündigung und einer lebendigen und überzeugenden Kirche im 21. Jahrhundert.

Die einzelnen Kapitel des Buches beschäftigen sich mit Organisationsberatung in Kirchen, Überlegungen zur Führungsethik in der Kirche und dem Berufsbild Pfarrerinnen und Pfarrer 2014 im deutschsprachigen Raum.

Band II von Harald Rein, Ist Kirche machbar – Einführung in die kybernetische Theologie, ist ebenso wie Band I für 8 € im Webshop des Alt-Katholischen Bistums erhältlich.

Ein anderes Priesterbild

Warum ich die Feier des Goldenen Jubiläums nicht mochte

VON KLAUS ROHMANN

AM 2. FEBRUAR 1965 WURDE ICH VOM BISCHOF von Essen zum Priester geweiht. Die Weihetexte sprachen lateinisch vom *sacerdos*, vom Opferpriester (wörtlich: dem, der Geheiligt darbringt). Damit war uns die zentrale Rolle bei der Feier der Messe zugewiesen. Alles wesentliche Geschehen darin hing jeweils an unserer Person. Alle anderen konnten diesem Geschehen nur beiwohnen. Man selbst war mehr oder weniger Hochwürden, wengleich die Anrede „Hochwürdiger Herr“ meist nur vor der Adresse auf dem Briefumschlag stand.

Gewiss hatte in der Zwischenzeit die liturgische Bewegung in Frankreich und Deutschland bewirkt, dass die Gottesdienstbesucher nicht nur stumme Teilnehmer waren. Und das Zweite Vatikanische Konzil, das 1965 endete, sprach ausdrücklich von der „aktiven Beteiligung“ der Gläubigen. Das alles war ein Sprung nach vorn. Es blieb aber eine Beteiligung an einer Feier, die ganz und gar in den Händen der Priester lag. Die römisch-katholische Kirche blieb im Sprung gehemmt. Sie hat sich nicht zu der Sicht durchringen können, dass die feiernde Gemeinde Träger der Eucharistie ist, wie es dem Neuen Testament entspräche.

Dort heißt der Gemeindeleiter *Presbyter*; davon hat sich ja überhaupt unser deutsches Wort Priester gebildet

Kleine christliche Botschaft

Neue Briefmarke mit christlichem Motiv

VON VEIT SCHÄFER

MIT EINEM SONDERPOSTWERTZEICHEN EHRT die Deutsche Post Karl Leisner, einen Priester mit einem Lebenslauf, der kaum ungewöhnlicher und dramatischer hätte sein können: Geboren 1915, macht er 1934 in Kleve das Abitur, im selben Jahr, in dem er von Bischof Clemens August von Galen zum Diözesan-Jungscharführer ernannt wird. Während seines Theologiestudiums in Münster baut er katholische Jugendgruppen auf, was von den Nazi-Machthabern verboten ist. So gerät er in den Fokus der Gestapo.

Im März 1939 wird er zum Diakon geweiht. Wegen Kritik an Hitler verhaftet ihn die Gestapo im November desselben Jahres während einer Heilkur in St. Blasien, und er wird von da an im Konzentrationslager Sachsenhausen gefangen gehalten. Von dort aus verlegt man ihn im Dezember 1941 ins Konzentrationslager Dachau. Dort gibt es den „Pfarrerblock“, in dem die meisten Geistlichen inhaftiert sind. Am 17. Dezember 1944 weiht ihn

(ähnlich in anderen Sprachen). Presbyter heißt der „Ältere“. Grammatikalisch hat das Wort die Form des Komparativs, das heißt sie ist eine Vergleichsform. Älter kann jemand nur sein im Verhältnis zu anderen. In unserem Zusammenhang kann vom Presbyter-Priester nur sinnvoll gesprochen werden in Bezug auf die Gemeinde, die er dienend leitet.

Die alt-katholische Kirche hat von Anfang an die Ortskirche, das Bistum und auch die Gemeinde, zum Ausgangspunkt und zum Zentrum ihrer Lehre von der Kirche gemacht. Zudem hat sie auch gute Einsichten aus der katholischen liturgischen Bewegung aufgenommen. Für die Eucharistie gilt: Träger des Gottesdienstes ist die Gemeinde; sie feiert ihn und nicht eigentlich der Priester. Er, der vom Bischof dafür bevollmächtigt und beauftragt ist, leitet die Gemeindefeier. Er dient ihr auch als Verkündiger und Vorbeter.

So ist es die Gemeinde, welche die Gegenwart Gottes in ihrem Gottesdienst feiernd erbittet und in den Heilsgaben von Brot und Wein gläubig entgegennimmt. Dass die Gebete, die der Priester spricht, eigentlich die Gebete der Gemeinde sind, drückt sie in dem kleinen Wort „Amen“ aus: Ja, so ist es, so soll es sein; es steht fest: Dies ist unser Gebet.

Seit geraumer Zeit habe ich keine feste Gemeinde mehr, die ich regelmäßig leite. Ist aber die Rolle des Presbyter-Priesters relational, auf die Gemeinde bezogen, so erscheint es mir als nicht sinnhaft, als vereinzelte Person für 50 Dienstjahre Ehrungen zu erwarten. Dies erscheint dem Sacerdos-Priester (siehe oben) allerdings selbstverständlich. ■

der ebenfalls im KZ inhaftierte Bischof Gabriel Piguet der französischen Stadt Clermont-Ferrand zum Priester. Die dazu erforderlichen liturgischen Geräte schmuggelt eine Nonne in das KZ ein, und die Mithäftlinge schnitzen einen Bischofsstab. Karl Leisner ist der einzige, der je in einem Konzentrationslager die Priesterweihe empfing. Am Stephanstag 1944 begehrt er seine Primiz; sie wird die einzige Eucharistiefeier seines Lebens bleiben. Als das Lager Ende April 1945 befreit wird, ist Karl Leisner bereits so schwer an Lungentuberkulose erkrankt, dass er unverzüglich in ein Sanatorium gebracht wird, wo er am 12. August stirbt. Papst Johannes Paul II. sprach ihn 1996 selig.

Die am 5. Februar 2015 erscheinende Sondermarke gibt außer dem Porträt von Karl Leisner die Vergebungsbite „Segne auch, Höchster, meine Feinde!“ wieder, die Leisner wenige Wochen vor seinem Tod in sein Tagebuch einträgt; Worte, die nicht nur an den als ersten christlichen Märtyrer verehrten Stephanus erinnern (Apg 7,60). Gerade in unseren Tagen, wo vielerorts Feindschaften unter Einzelnen, Gruppen und Völkern geradezu gepflegt werden, knüpft die Bitte des Todkranken an die von Jesus in der Bergpredigt empfohlene Achtung und Wertschätzung feindlich gesinnter Menschen an. Wer (noch) Briefe schreibt, könnte mit der bewussten Wahl dieser Sondermarke bewusst auf diese Alternative aufmerksam machen. ■



Dr. Klaus Rohmann ist assoziierter Theologieprofessor der Universität Bern und lebt in Dortmund





Der Schlüssel

VON DR. EWALD KESSLER, LEIMEN

DAS IKONOGRAFISCHE SYMBOL FÜR PETRUS IST der Schlüssel. Das leitet sich vor einem Abschnitt des Evangeliums nach Matthäus ab, der vergangenes Jahr am 21. Sonntag im Jahreskreis in der römisch-katholischen Leseordnung vorgeschrieben war. In unserem deutschen alt-katholischen Bistum ist aus guten ökonomischen und ökumenischen Gründen diese Leseordnung übernommen worden, die bald nach dem II. Vatikanum erarbeitet worden ist. Unsere eigene Leseordnung, die kurz vor dem II. Vatikanum eingeführt worden war, ist heute weitgehend vergessen.

Wie zu einem Schlüssel ein Schloss gehört, das diesem Schlüssel erst seinen Sinn gibt, so erschließt auch eine einzelne Episode einer Geschichte erst ihren vollen Sinn, wenn sie nicht aus ihrem Zusammenhang gerissen wird.

Bei der Auswahl der Lesungen für den 21. Sonntag war offensichtlich das Schlüsselmotiv entscheidend, denn auch die alttestamentliche Lesung ist davon bestimmt: Eljakim wird eingesetzt in das Amt des Palastvorstehers, der mit einem modernen Regierungschef vergleichbar ist. In der alttestamentlichen Bildersprache heißt es, Eljakim soll für das Volk ein „Vater“ sein und der Herr der Heerscharen legt ihm „den Schlüssel des Hauses David auf seine Schulter. Wenn er öffnet, kann niemand schließen, wenn er schließt, kann niemand öffnen“ (Jesaja 22,21-22). Die Parallele zur Binde- und Lösegewalt, die für das Papstamt in Anspruch genommen wird, springt sofort in die Augen.

Aber zur Einsetzung Eljakims gehört im Alten Testament auch die Absetzung seines Vorgängers Schebna, die unmittelbar zuvor erzählt wird. Schebna wird vorgeworfen, dass er sich „hoch oben ein Grab aushauen, im Felsen sich eine Wohnung aushauen lässt“ (Jesaja 22,16). Wem wird da in drei Jahren, wenn die Einsetzung Eljakims wieder im Gottesdienst vorgetragen wird, zum 500jährigen Jubiläum der Reformation von 1517 nicht der Bau des römischen Petersdoms einfallen, der zusammen mit dem Ablasshandel zur Lossagung der Protestanten vom Papsttum geführt hat?

Doch die Geschichte von Eljakim ist nicht zu Ende mit seiner Einsetzung, die mit dem folgenden Bild illustriert wird: „Ich schlage ihn an einer festen Stelle als Pflock ein“ (Jesaja 22,23) Es folgt die Warnung: „Wenn sich aber die vielen Mitglieder seines Vaterhauses mit Kindern und

Kindeskindern an ihn hängen ... wird der Pflock, den man an der festen Stelle eingeschlagen hat, nachgeben. Er wird herausbrechen und herunterfallen, so dass alles zerbricht, was an ihm aufgehängt war.“ (Jesaja 22,24-25) Trifft das nicht den römischen Zentralismus?

Zur Einsetzung Eljakims in das höchste Amt gehören nicht nur die Berufung zum „Vater“ des Volkes, sondern auch die Absetzung seines Vorgängers Schebna wegen dessen Bauwut, und die Warnung vor Nepotismus und Zentralismus, die mit dem Bild des Pflockes ausgedrückt wird, an den zu viel aufgehängt wird.

Auch die neutestamentliche Lesung wird erst ganz verständlich, wenn man sie in einen größeren Zusammenhang stellt. Matthäus (Mt 16,13-20) erzählt, dass Jesus am Ende seiner Lehrtätigkeit seine Jünger nach dem Ergebnis fragt. Simon Petrus antwortet mit dem Messiasbekenntnis: „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Das ist zugleich auch das Taufbekenntnis der Urkirche, das der Christ nach der Beendigung des Katechumenats bei der Taufe ablegte.

Mit diesem Bekenntnis war die Absage an alle politischen Vorstellungen von einer Wiederherstellung des Reiches des Königs David verbunden. Diese Vorstellungen hatten in den Jahren vor der Niederschrift des Matthäus-Evangeliums ein schreckliches Ende gefunden. Jene Juden, die Jesus nicht als Messias anerkannten, hatten unter Führung der Makkabäer einen Aufstand gewagt. Sie wurden geschlagen und vertrieben. Die „Pforten der Unterwelt“ hatten im Jahr 70 sie überwältigt. Petrus und mit ihm die Jünger Jesu hatten sich zu dem Glauben bekannt, den Jesus den Felsen nannte, den die „Pforten der Unterwelt“ eben nicht überwältigen würden. Deshalb nannte Jesus den Simon Barjona nun Petrus, den „Felsenmann“.

Als aber Jesus nun den Jüngern erklärte, welche Folgen – Leiden, Tod und Auferstehung – auf den Messias zukämen, da war es mit dem Mut und der Tapferkeit des Petrus vorbei (Matthäus 16,21-23). Die Leseordnung verschiebt diese Geschichte auf den nächsten Sonntag. Als Jesus von Leiden und Tod sprach, die aus seinem Glauben an den wahren Messias folgten, reagierte Petrus sehr menschlich-fürsorglich, aber nicht im Sinn der Liebe und Sendung des Gottessohnes. Petrus wollte Jesus von seinem Weg abbringen, er versuchte Jesus, wie einst der Satan ihn in der Wüste versucht hatte. Jesus wies ihn ab, obwohl er seinen Glauben zuvor als den Felsen gerühmt hatte, auf den er seine Kirche – sein Reich, das nicht von dieser Welt ist – bauen wollte.

So wie die beiden Abschnitte aus dem Alten Testament und dem Evangelium aus ihrem Zusammenhang gerissen sind, stützen sie sehr eindeutig die römische Lehre vom Papsttum. So sind sie gleichsam ein Schlüssel ohne das zugehörige Schloss und erschließen deshalb auch nicht den Inhalt der zugehörigen Schatztruhe. Man sollte deshalb in unserem liturgischen Kalender diese Lesungen um die dazu gehörigen Abschnitte erweitern, die Absetzung des Schebna wegen seines Grabdenkmals (Jesaja 22,15-19), die Warnung des Abimelech vor den Begehrlichkeiten seiner „Verwandtschaft“ (Jesaja 22,24-25) und die Zurechtweisung des Petrus wegen seines falsch verstandenen Glaubens (Mt 16,21-23).

Alt? Igitt

Zum neuen Layout von *Christen heute*

VON JOHN GRANTHAM

ES IST MANCHMAL FRUSTRIEREND, DESIGNER ZU sein. Anscheinend hält sich jeder, tief im Innern, für einen Designer, man habe bloß nicht so viel Zeit investieren können oder habe kein Photoshop auf dem PC. Die „echten“ Designer machen häufig etwas, was diesen Menschen nicht „gefällt“: Design ist doch etwas Subjektives. Man könne über Geschmack streiten. Ob die Kritik zu Ende gedacht wurde, ist leider Nebensache. Design ist jedoch *nicht* rein subjektiv oder beliebig.

Ein aktuelles Beispiel ist das neue Design von *Christen heute*. Die Kritik am Design — die so weit nur von einer kleinen Minderheit kommt, aber hartnäckig ist — geht zum Kern unseres Selbstverständnisses als Alt-Katholikinnen und Alt-Katholiken. Am allermeisten wird die Schriftwahl kritisiert (obwohl ich anmerken muss, sie wurde in *Christen heute* lange vor dem neuen Design still eingeführt, anscheinend ohne dass es aufgefallen ist!). Nach dieser Kritik sei die Schrift „altmodisch“ und deshalb unpassend; Alt-Katholikinnen und Alt-Katholiken sind doch modern und zukunftsorientiert. Wir sind stolz auf die Errungenschaften unserer Kirche: Frauenordination, gleichberechtigte Sprache, starke Orientierung an Ökumene, Segnungen von gleichgeschlechtlichen Partnerschaften, synodal-demokratische Verfassung. Zu Recht auch.

Das Problem dabei ist, man geht davon aus, die Schriftwahl im neuen Corporate Design des Bistums (das es seit ein paar Jahren nun gibt) und dementsprechend die Schrift in *Christen heute* sei deshalb „falsch“, denn die Schrift ist eine alte. Igitt, sie ist *alt*. Pfui!

Ich habe damals für das Corporate Design die Schrift „Garamond Premiere Pro“ von Adobe ausgewählt. Diese Schrift ist kostenloser Bestandteil des Adobe Creative Suite, der verbreitetsten Design-Software. Garamond ist eine der ältesten Druckschriften überhaupt. Also sie ist tatsächlich uralte. Ist sie deshalb falsch?

Es herrscht die Idee, dass Groteskschriften „modern“ seien. Diese Idee ist in Deutschland besonders weit verbreitet; Vorurteile gegenüber Antiquaschriften waren hier schon immer, zum Beispiel im Streit über Fraktur, besonders hartnäckig. Diese Idee ist jedoch veraltet: Groteskschriften waren eine Schöpfung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Futura, die bisherige angeblich „moderne“ Standardschrift, wurde 1927 entwickelt, als der erste „Talkie“-Kinofilm *The Jazz Singer* herauskam und Paul von Hindenburg Reichspräsident war. Trends haben sich weiter entwickelt seitdem.

Es gibt moderne Antiquaschriften, und sehr viele moderne Schriftdesigner entdecken alte Schriften wieder neu. (Ein tolles Beispiel ist die Schrift „Mrs Eaves“, eine Neuaufstellung der alten Schrift „Baskerville“.) Also auf der einen Seite sind Antiquaschriften ganz und gar nicht aus der Mode — nein, sie sind sogar sehr in Mode. Auf der anderen Seite, wieso wollen wir als Kirche der Mode

hinterher laufen? Wieso sollen wir nur „modernes“ für unser Erscheinungsbild nehmen? Soll gutes Design nicht möglichst lange halten und fest stehen — wie unsere Kirche auch?

Das Bistum schwimmt nicht in Geld. Es sammelt zwar Kirchensteuer, aber es kann nicht willkürlich Geld ausgeben — und es gibt sowieso Besseres, wofür unsere Kirche Geld ausgeben könnte, als für jeden Pfarrer eine Digitalschrift zu kaufen. Macht also Sinn, etwas Kostenloses zu nehmen. Es gibt kostenlose freie Schriften, aber sie sind leider qualitativ überhaupt nicht mit den Adobe-Schriften vergleichbar. Also bleiben nur die kostenlosen Adobe-Schriften zur Auswahl. Da gibt es Garamond, Caslon (die fast so alt wie Garamond ist), Minion (die an Garamond angelehnt wurde) — oder zum Beispiel Myriad, eine Groteskschrift. Da Antiquaschriften generell im Laufertext besser lesbar sind als Groteskschriften, haben wir tatsächlich wenig Spielraum bei der Auswahl. Da Garamond unter Fachleuten als eine der lesbarsten Schriften aller Zeiten gilt, scheint es mir, dass sie wohl kaum eine schlechte Wahl sein kann.

Es muss betont werden, wir sind in der Tat eine moderne Kirche, die mit Stolz auf ihre Reformen zeigen kann. Wir sind aber *auch* eine Kirche, die sich zur katholischen Tradition der letzten zweitausend Jahre bekennt, in einer apostolischen Nachfolge, die zurück bis zu den Aposteln und Jesus selbst zurück reicht. Unsere Geistlichkeit trägt Gewänder, die ihren Ursprung im Römischen Imperium haben, und spricht Gebete, die zwei Jahrtausende und noch älter zurück reichen. Wenn das alles so ist, hat es dann Sinn, die Tradition im Namen der „Moderne“ über Bord zu werfen? Meinen wir denn das „alt“ in „alt-katholisch“ überhaupt noch? „Altes“ ist nicht Schlechtes; „alt“ ist auch Bewährtes, Festes, Zuverlässiges, Vertrautes. Ist unsere „moderne“ Kirche nicht auch das?

Garamond ist „nur“ 500 Jahre alt, dafür wie angemerkt eine der beliebtesten Schriften der ganzen Geschichte. Ich hoffe sehr, dass sie weitere 500 Jahre und viel mehr verwendet wird, genau wie wir den Glauben unserer Kirche weitere Jahrhunderte weitergeben wollen. „Alt“ ist nicht gleich „schlecht“, „modern“ nicht gleich „gut“. Ich hoffe sehr, dass unser Glaube nie aus der Mode kommt — und gerade deshalb ist es nur sinnvoll, eine Schrift zu nehmen, die genauso zeitlos, beliebt, bewährt und vertraut ist wie unsere Kirche. ■



Editorial



John Grantham ist Mitglied der Gemeinde Berlin und Designer von *Christen heute* sowie von Website und Logo des Bistums

Foto links: Caslon-Schriftmuster (Bleisatz), John Grantham
Portrait: Thomas Huppertz

Terminvorschau

13.-15. März	Diakonenkonvent, Augsburg	15.-20. Juni	Treffen der Internationalen Bischofskonferenz , Tschechien
21. März	Landessynode Baden-Württemberg, Offenburg	19.-21. Juni	baf-Wochenende : „Fließe, gutes Gotteslicht! Auf den Spuren der Sehnsucht ...“, Oberschönenfeld
2.-4. April	Gemeinsam gelebte und gefeierte Kar- und Ostertage der sächsischen Gemeinde	20. Juni ◀	Dekanatstag Nordrhein-Westfalen , Bottrop
16.-19. April	Schulte-Symposium, Meran (Südtirol/Italien)	29. Juni-2. Juli ◀	Treffen der Internationalen Römisch-Katholisch/Alt-Katholischen Dialogkommission , Köln
17.-18. April	Treffen des Internationalen Arbeitskreises Altkatholizismus-Forschung (IAAF) , Bonn	3.-7. Juli ◀	Tage der Einkehr — Grundzüge und Eigenarten der alt-katholischen Spiritualität Doentinnen (Niederlande)
27. April	Treffen der Kontaktgruppe mit der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche (VELKD) Frankfurt am Main	24.-26. Juli ◀	Dekanatstage Bayern , Pappenheim
30. April-3. Mai	Jugendfreizeit Ring frei , Runde 4 Nieder-Liebersbach Motto: „Das Leben ist ein Fest“	15.-18. Oktober ◀	baf-Jahrestagung , Schmerlenbach
4.-8. Mai	Gesamtpastoralkonferenz Neustadt an der Weinstraße		
23. Mai ◀	Altarweihe, Passau		
30. Mai ◀	Dekanatsfrauentag Nordrhein-Westfalen , Bonn		
3.-7. Juni	Evangelischer Kirchentag , Stuttgart		
12.-14. Juni	Dekanatstage des Dekanats Hessen/Rheinland-Pfalz-Nord/Saarland; Hübingen (Westerwald)		

Neu aufgeführte Termine sind

mit einem ◀ gekennzeichnet.

Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden:

termine@christen-heute.de

Impressum

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für *Christen heute*

Herausgeber

Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Redaktion

Gerhard Ruisch (verantw.),
Ludwigstr. 6, 79104 Freiburg
Tel. 07 61 / 3 64 94
E-Mail: redaktion@christen-heute.de

Walter Jungbauer

Internet:
<http://www.christen-heute.de>

Erscheinungsweise

monatlich

Vertrieb und Abonnement

Christen heute,
Osterdeich 1, 25845 Nordstrand
Fax: 04842/1511
E-Mail: versand@christen-heute.de

Design und Layout

John L. Grantham
E-Mail: john@grantham.de

Nachrichtendienste

epd, KNA, APD

Bilder

epd, KNA und privat

Verlag und ©

Alt-Katholische Kirchenzeitung,
Bonn; Nachdruck nur mit Genehmi-
gung der Redaktion.

Abonnement Inland

21,50 € incl. Versandkosten;
Ausland: 28 €

Druck

Druckerei & Verlag Steinmeier,
Deiningen

ISSN

0930-5718

Redaktionsschluss der nächsten Ausgaben

5. März, 5. April, 5. Mai

Nächste Schwerpunkt-Themen

Alltagsfluchten & Gastfreundschaft –
Sinn & Sinnlichkeit; Erotik & Leiden-
schaft – „Auf dass ihr klug werdet“ /
Evangelischer Kirchentag in Stuttgart

← fortgesetzt von Seite 2

Zahl der Verurteilten rückläufig

Die Zahl der in Deutschland strafrechtlich verurteilten Personen ist weiter rückläufig. 2013 wurden nach Angaben des Statistischen Bundesamtes in Wiesbaden rund 755.900 Personen rechtskräftig verurteilt; das waren 2 Prozent weniger als im Jahr zuvor. Im Vergleich zu 2007, als es erstmals eine bundesweite Strafverfolgungsstatistik gab, verringerte sich die Zahl der Verurteilten um 16 Prozent.

Ebola in Sierra Leone am Wendepunkt

Die Ebola-Epidemie ist in Sierra Leone laut der Welthungerhilfe an einem Wendepunkt angelangt. Die Überwindung der Krise sei greifbar nah, erklärte der Landeskoordinator des Hilfswerks, **Jochen Moninger**. Zwar würden jeden Tag noch immer mehr als 20 neue Infektionen aus dem westafrikanischen Staat gemeldet, landesweit verbessere sich die Lage aber zusehends. „Einer der größten Distrikte von Sierra Leone, Pujehun, ist nun bereits 42 Tage ohne jede Neuinfektion und dadurch fast frei von Ebola“.

Keine Altkleider wegwerfen

Der Deutschland-Chef der Bekleidungskette H&M, **Thorsten Minderermann**, schwört auf die Wiederverwertung von Kleidung. „Wir können es uns nicht leisten, alte Sachen wegzuschmeißen“, sagte er. Es gebe immer mehr Menschen auf der Welt, aber nicht mehr Felder zum Baumwollanbau. Daher müssten künftig alle Marken die Stoffe recyceln. Seine Firma tue das bereits. „Ich glaube, in Zukunft wird man seine alte Kleidung in jedem Laden zurückgeben können.“

„Ungezügelter Konsumdenken“ in England

Die anglikanische Kirche von England hat in einem neuen Buch Kritik an der britischen Wirtschaftspolitik geübt. Es sei eine Lüge, anzunehmen, dass die Sanierung der Wirtschaft eine Antwort auf die sozi-

alen Probleme des Landes sei, schreibt der Erzbischof von Canterbury, **Justin Welby**, in der Essaysammlung „Auf Fels oder Sand?“. Herausgeber und Co-Autor des Buchs ist der Erzbischof von York, **John Sentamu**. In Großbritannien herrsche seit Jahrzehnten „ungezügelter Konsumdenken und Individualismus“, kritisieren die beiden Geistlichen. Christliche Werte wie Solidarität und Selbstlosigkeit seien von einem neuen säkularen Credo verdrängt worden. Unter Berufung auf Karl Marx fordern sie zu einer Umverteilung des Besitzes auf. Das klinge zwar „extrem linkspolitisch“, schreibt Sentamu. Doch wenn Gott alle gleich und nach seinem Ebenbild geschaffen habe, „ist es dann richtig, dass ich mehr haben soll, während jemand anderes gar nichts hat?“

Verweiblichte Kirche

Eine „Verweiblichung“ der katholischen Kirche beklagte der US-amerikanische Kardinal **Raymond L. Burke**. Radikale Feministinnen hätten die Kirche verleitet, „konstant Frauenthemata zu Lasten kritischer Themen anzusprechen, die für Männer von Bedeutung“ seien. Dieser „Angriff“ habe Männer „marginalisiert zurück gelassen“. Sichtbarer Ausdruck für die Feminisierung der Kirche sei die Zulassung von Mädchen zum Ministrantendienst, was zum Rückgang der Priesterberufungen beigetragen habe.

Franziskus wünscht mehr Frauen um sich

Papst **Franziskus** hat in Manila Frauen um sich vermisst. Bei einem Treffen mit Jugendlichen in der philippinischen Hauptstadt war er auf der Bühne fast ausschließlich von Kleirikern umgeben. Dies kommentierte er mit dem Wunsch: „Beim nächsten Papst mehr Frauen bitte.“ Frauen sähen die Dinge oft mit anderen Augen und stellten Fragen, die Männer nicht stellten. „Frauen haben der Gesellschaft viel zu erzählen“, sagte der Papst. Mädchen und Frauen zeichne auch eine besondere Sensibilität für Leid und Unrecht aus.

Seit zehn Jahren kostenloser Urlaub

Caravan- und Reisemobilhersteller **Dethleffs** gründete vor genau zehn Jahren eine Stiftung, die bedürftigen Kindern und ihren Familien einen kostenfreien Camping-Urlaub ermöglicht. Außerdem erstellte die Lehrwerkstatt dieser Firma für die Stadt Isny einen Integrationsspielplatz mit Holzspielgeräten sowie eine „Rollende Küche“, in der bis zu 20 Kinder in Kindergärten und Schulen Speisen (zeitweise mit einem Star Koch) zubereiten können. In Temesvar (Rumänien) hat die Firma mit Hilfe von Spendern eine Schreinerwerkstatt eingerichtet, die Straßenkindern eine Schul- und Berufsausbildung ermöglicht.

Bischof Friedrich Weber verstorben

Die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen trauert um ihren ehemaligen Vorsitzenden. Der ehemalige Bischof der Evangelisch-lutherischen Landeskirche in Braunschweig war von 2007 bis 2013 Vorsitzender der ACK. Sein Nachfolger Bischof **Karl-Heinz Wiesemann** (Speyer) würdigte ihn als „verlässlichen Brückenbauer, der sich große Verdienste um die Ökumene in Deutschland“ erworben habe. Friedrich Weber war nach kurzer, schwerer Krankheit in der Nacht zum 20. Januar verstorben.

Stadt streicht Kirche über die Ferien bunt

Schock für den Pfarrer von Puteaux bei Paris: Als er nach der renovierungsbedingten Schließung über Weihnachten seine Kirche wieder aufschloss, fand er das Gotteshaus in schrägen Farben angemalt. Die Stadtverwaltung hatte die kreative Umgestaltung veranlasst – ohne die Pfarrgremien zu informieren. So sei etwa das Taufbecken lila und der Chorraum knallrot gestrichen worden. Der Bürgermeister räumte die Anordnung freimütig ein und verwies auf notwendige Instandhaltungsmaßnahmen. Die Baulast für historische Kirchengebäude liegt seit den Enteignungen im Zuge der Französischen Revolution beim Staat. ■



Es war nicht alles schlecht

Das Ich, die Geschichte und Widersprüche

VON MATTHIAS RING

UM ES GLEICH VORWEG ZU sagen: Die folgenden Zeilen schreibe ich nicht als Bischof, sondern als Bürger dieses Landes und als einer, der sich viel mit Geschichte beschäftigt hat und noch beschäftigt. Ich schreibe, weil ich irritiert war, als ich in der November-Ausgabe die Ansichtssache von Frau Renate Krehan mit dem Titel „Enttäuschte Hoffnungen“ las. Darin setzt sie sich mit der DDR und der Wiedervereinigung auseinander. Ihre Ausführungen gipfeln in meinen Augen in den Sätzen: „Mittlerweile sind wir annektiert worden, alles was gut und erhaltenswert war, ist zerschlagen worden. [...] ‚Es muss ja alles in der Unrechts-DDR schlecht gewesen sein!‘ Als ob wir nicht gelacht, geliebt, geweint und gelebt hätten.“

Nun finde ich in der Februar-Nummer den Leserbrief von Fritz Klinger, der mit den Worten „Vieles war in der DDR besser“ eine kurze Bilanz der beiden deutschen Staaten vor der Wiedervereinigung vorlegt, die mich ebenfalls irritiert.

Ja, auch in der DDR hat man gelacht und gelebt, und es war natürlich nicht alles schlecht. Doch wozu wird das niedergeschrieben? Sicherlich nicht, um mit persönlichen Erlebnissen zu unterhalten, sondern letztlich, um zu einem Urteil über die DDR und die Wiedervereinigung zu kommen,

zu einer historischen Bewertung. Beide, Frau Krehan und Herr Klinger, sind dabei meines Erachtens einer doppelten Gefahr erlegen, die bei jedem Versuch, zu einer Bewertung historischer Vorgänge zu kommen, droht.

Die erste Gefahr besteht darin, das eigene Erleben zum Maßstab zu machen. So verfährt Frau Krehan, die schildert, dass sie keine Nachteile in der DDR erfahren hat, trotz ihres kirchlichen Engagements. Ein Urteil über historische Vorgänge lässt sich aber nicht auf das individuelle Erleben gründen, obgleich auf den ersten Blick der, der dabei war, besonders für solche Urteile geeignet scheint. Doch ein und dasselbe erleben Einzelne nicht nur unterschiedlich, sondern oft auch völlig gegensätzlich, weshalb man sich unvermeidlich in Widersprüchen verliert. Wer hat zum Beispiel Recht, wenn es um die Frage geht, ob die DDR ein Unrechtsstaat war? Der, dem nie Unrecht widerfuhr, wie offensichtlich Frau Krehan? Oder der, der wegen seiner politischen Meinung im Gefängnis saß? – Solche Widersprüche tauchen bei allen historischen Phänomenen auf, wenn sie aus dem Blickwinkel des Einzelnen betrachtet werden. Da verliert zum Beispiel jemand durch einen Börsencrash die materielle Basis seiner Existenz, ein anderer macht durch den Crash Profit.

Die DDR war kein Rechtsstaat, weil Grundelemente der Rechtsstaatlichkeit fehlten, zum Beispiel eine unabhängige Justiz oder die Möglichkeit, sich mit den Mitteln des Rechts gegen staatliche Willkür zu wehren. Zugegeben, das ist auch in einem Rechtsstaat ein mühevolleres Unterfangen, aber es ist möglich. Von der

DDR als Unrechtsstaat zu sprechen, bedeutet freilich nicht, dass dort Tag und Nacht Unrecht geschah. Gerade jene, die diesen Begriff ablehnen, tun so, als ob damit das Leben von Millionen Bürgerinnen und Bürgern der DDR mit einem negativen Vorzeichen versehen werden soll. Um individuelles Glück und Lebenssinn geht es bei einem solchen Urteil gerade nicht.

Eine weitere Gefahr besteht darin, Bilanzen aufzumachen. Aber auch die sind für ein historisches Urteil wenig hilfreich, denn es wird damit der Eindruck erweckt, man könne alles miteinander vergleichen: Gesundheitssystem, Bildungswesen, Kultur, Menschenrechte und so weiter. Wenn ich es richtig verstanden habe, dann gehört zur neuzeitlichen Freiheitsgeschichte die Erkenntnis, dass Freiheit und Menschenrechte eben nicht aufgewogen werden können mit anderen Werten. Man landet früher oder später bei geradezu perversen Bilanzen. In der Nachkriegszeit waren solche Teil der Vergangenheitsbewältigung, bei der nicht nur die Autobahnen auf die Positivseite gebucht wurden. „Es war nicht alles schlecht“ ist eben nicht der Aufruf zu einer nüchternen Bilanz, sondern es relativiert letztlich den Wert der Freiheit und der Menschenrechte.

Nein, solche Beiträge können nicht unwidersprochen bleiben, eben weil sie das relativieren, wofür Menschen seit Jahrhunderten kämpfen! Natürlich gibt es in unserem Land viele Missstände, aber wir können sie benennen, offen darüber diskutieren und gegen sie kämpfen. Freiheit und Menschenrechte sind die Voraussetzung, um dem Ziel einer gerechten Gesellschaft näher zu kommen. ■



Matthias Ring setzt sich mit Beiträgen zur DDR und Wiedervereinigung auseinander